Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit . .
6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt
9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn= u[illegible]schlossen.

Jos. Lin[illegible],
(F[illegible]

Ein Lebenstraum.

III.

Prag 1855. Druck von Kath. Gerzabek.

Ein Lebenstraum.

Roman

von

Julie Burow.

Dritter Band.

Leipzig, 1855.

Heinrich Hübner's Commissions-Verlag.

Ein Lebenstraum.

Dritter Band.

Sechsundvierzigstes Capitel.

In Ragunen saß um dieselbe Stunde der Nacht Tante Dorchen in ihrem Zimmer und las. Die Ampel brannte hell, Blumenduft durchwürzte den Raum, der ein Bild höchster häuslicher Behaglichkeit zeigte, aber so ruhig es um sie war, so unruhig war es in ihrem Inneren.

„Jetzt also wären die Aengsten der unglücklichen Frau, wenigstens über diesen Punct, beruhigt," sagte sie vor sich hin. „Leonore hat edel gehandelt, sie hat ihre Ehe mit meinem Bruder nicht nur getrennt, sie hat alles gethan, um sie gänzlich annulliren zu lassen, sie hat ihr Leben in der Ferne beschlossen und für ihr Kind nie einen Anspruch gemacht an die Familie des Vaters. — Sie hat ihn geliebt! Welch' ein ungeheueres Triebrad in den Verhältnissen des menschlichen Lebens

ist das Gefühl der Liebe! Welche Verbrechen und welche Großthaten bringt es hervor; und meine Brust ist nie davon bewegt worden! — Es ist nicht allen Menschen bestimmt zu lieben und viele Hunderte gehen vielleicht zu Grabe, ohne aus eigener Erfahrung jene tiefen Herzensregungen kennen zu lernen, die aus der Liebe entspringen. Liebe ist die Blüthe des Menschenthums und doch sollen auch die, welche sie nicht kennen lernten, Frucht guter Thaten, edler Gedanken dem All' der Menschheit darbringen.“ — Sie lächelte. „Wir sind wie die Palme und Feige. Menschenpflanzen mit unkenntlicher Blüthe, eine eigene Gattung, doch nicht stets eine geringere. Ich beneide die nicht, welche die Liebe kennen lernten.“

Das Geräusch von Tritten in ihrem Nebenzimmer weckte sie aus ihren unruhigen Gedanken und Träumen.

Es war Frau von Kandern, die leise durch die langen Corridors geschlichen, um ihre Schwägerin noch einmal zu sehen.

Zeit und Kummer hatten neue tiefe Spuren in die einst so schönen Züge der Matrone gegraben.

„So wäre denn also das Kind gefunden, das geschwisterliche Rechte auf meinen Sohn hat,“ sagte sie, indem sie sich niedersetzte, „es soll mir nicht zur

Last gelegt werden können, daß ich die Zukunft desselben nicht sicher gestellt, so weit dieß durch irdische Mittel möglich ist. Ich habe bereits an meinen Mandatarius geschrieben und Delbruck wird dafür sorgen, daß das Mädchen, oder die Frau, denn wie ich höre, ist sie mit dem Schauspieler Arnold verheirathet gewesen, ein Capital erhält, welches ihren Bedürfnissen und Lebensgewohnheiten vollkommen entspricht."

„Und willst Du nicht das Kind Deines Gatten sehen, willst Du nicht wenigstens den Versuch machen, in ihr einen Ersatz für unsere früh verblichene Emma zu finden?"

Frau von Kandern schüttelte das graue Haupt mit dem Ausdruck des Entsetzens. „Der allmächtige Gott bewahre mich davor, einem Wesen in die Augen sehen zu müssen, an dessen Existenz sich alles Elend meines Lebens knüpft. Bis in's Greisenalter hinein, bis in's Grab verfolgt mich das Gespenst der falschen Frau, die im Verein mit dem Mann, den ich liebte, mich grausam — o wie grausam betrog. Ihr Ebenbild, ein Geschöpf ihres Blutes, hat mir den einzigen Sohn geraubt, ihre Tochter stand lange, lange ein furchtbares Schreckbild vor den Rechten meiner Kinder, das Blut meines Gatten klebt an den Händen dieses seines Kindes. Sie! sie!

Mutter und Kind haben ihn in's frühe blutige Grab gejagt. O, wann, wann wird die Erinnerung daran, die fürchterliche, aufhören mich zu peinigen? meinen Tagen den Frieden, meinen Nächten den Schlaf zu rauben? wann werde ich unter das Dach treten können, das meines Sohnes Vatererbe ist, ohne das blutige Gespenst Florians neben mir zu sehen?"

„Wenn Du vergeben haben wirst, Ludmilla, ganz und vom Herzen vergeben, wenn Du versucht haben wirst, die Nachkommen der Frau zu lieben, die eben so viel litt als Du und den Muth der Resignation hatte; wenn Du ihr Andenken in Deinem eigenen Herzen von dem Schmutz gereinigt haben wirst, mit dem nur Dein Haß, nicht ihre eigene Thaten es bewerfen, dann und nicht eher wird das blutige Gespenst meines unglücklichen Bruders, von Deinen Thränen rein gewaschen, in seinem stillen Grabe verbleiben, dann erst wird der Fluch aus dem Kreise Deiner Familie weichen. O meine Schwester, Dir ward die Gelegenheit zur Sühne, als Dein Sohn Dir das jugendliche Ebenbild Deiner Feindin als Tochter zuführen wollte. Hättest Du nur versucht, das schuldlose harmlose Kind zu lieben, wie anders wäre jetzt alles in diesem verödeten Hause. Enkel würden Dich umspielen, und die

sanfte dankbare Liebe der hochbeglückten Gattin Deines Siegmund würde Blumen auf Deinen einsamen Lebenspfad streuen; welche heiteren Tage würden dahin fließen für Dich, für mich, für Alle, wenn Du die Kraft der Selbstüberwindung gehabt hättest."

Frau von Kandern sprang von ihrem Sitze auf, und eine hectische Röthe lagerte sich auf ihrer bleichen Wange, während sie mit hastigen Schritten im Zimmer auf und ab ging.

„Du hast nicht geliebt, Dorothea," sagte sie mit tiefer Bitterkeit, „und darum kannst Du auch nicht hassen. Der Haß, der tiefbrennende Haß, ist das letzte, was mir von Allem geblieben, die Nahrung meines Lebens, das einzige Band, was mich an diese öde Welt knüpft. Habe ich nicht vergeben, habe ich nicht nach Kräften meinen Beleidigern Gutes gethan? räche ich mich, oder will ich mich nur rächen? ich habe Gott die Rache anheim gestellt, ich habe feurige Kohlen gesammelt auf den Häuptern meiner Feinde, kann ich mein Herz umwandeln, daß es das Gefühl der Liebe da empfindet, wo all' seine Fasern sich in Haß und Groll zusammen ziehen? die Religion hab' ich zur Hilfe gerufen, um Kraft zum Vergeben zu finden, ich habe gebetet und gerungen — umsonst, umsonst! Alle Leiden meines Lebens, alle

die Demüthigungen meines Herzens, erhoben ihre Schlangenhäupter zwischen mir und jenen, die von ihr abstammen. Der Gatte, der Sohn, alles Glück der Jugend, alle Hoffnungen meines Alters, sind mir geraubt, und ich sollte Die lieben, die mich um Alles brachten?"

„Und hat sie nicht auch gelitten? ward sie nicht auch getäuscht? die Du so bitter anklagst, konnte sie mehr thun als entsagen? als hinweg gehen und Dir den Gatten überlassen, auf den sie dieselben Rechte als Du zu haben glaubte?"

Frau von Kandern warf einen finstern gramvollen Blick auf die Sprecherin. „Es ist genug, Dorothea!" sagte sie dann mit Eiseskälte, „jedes Wort, das von mir oder Andern über diese gräßliche Vergangenheit gesprochen wird, ist nur ein Gifttropfen mehr in meiner Seele, ich verstehe die Welt nicht, die mir von Vergebung spricht — ich habe ja vergeben! Aber so wenig ich durch meinen Willen dem beschneiten Felde dort Frühlingsfrische geben kann, eben so wenig kann ich mein gekränktes, in winterlicher Oede liegendes Herz durch meinen Willen zu Liebe bringen! Liebe kommt freiwillig wie der Lenz, Du kannst sie nicht rufen, nicht hervorzaubern."

Tante Dorchen legte ihre feine weiße Hand auf die Schulter ihrer Schwägerin und sagte liebevoll:

„Und ist es denn nicht möglich, daß Du den Schmerz, der Dich getroffen, als etwas Dir selbst Heilsames und Nothwendiges, als ein Mittel zu Deiner eigenen Veredlung, Deiner eigenen Vermenschlichung betrachten lernst? Habe ich nicht auch gelitten? Glaubst Du, meine Schwester, daß ein siebzehnjähriges Mädchen ohne schwere innere Kämpfe eine Katastrophe durchmachen kann, wie die, welche mich aus einem schönen Menschengeschöpf in ein Scheusal verwandelte? Glaubst Du, liebe Schwester, daß nicht Jahre lang jeder Tag mir neue Leiden brachte, daß nicht heute noch jedes Zusammentreffen mit einem fremden Menschen eine schmerzliche Vibration all' meiner Nerven erregt, wenn ich von Neuem den Blick des Erstaunens, des Entsetzens sehe, der sich auf mein entstelltes Gesicht haftet? Glaubst Du, ich habe nicht in den Tagen der Jugend manchmal ein tiefes heißes Sehnen empfunden nach dem mir ewig versagten Glück der Liebe? — — Ja mehr noch als alles dieses, ich habe jenes entsetzliche Leid erfahren, welches die Schuld auf's Herz des Menschen wirft. Als ich die Art der Verbindung erkannte, in der mein Bruder mit Leonoren stand, als ich einsah, daß ich

ein Verbrechen begünstigte und Elend und Schuld in den Kreis meiner eignen Familie eingeführt hatte, da hab' ich mich selbst angeklagt und das nagende Gefühl des Grauens vor meinen eigenen Thaten empfunden. Als die Leiche meines Bruders vor meinen Augen auf dem Rasen lag und sein Blut das Gras netzte, hab' ich von Neuem mir Vorwürfe gemacht, mich als die Veranlasserin seines schreckenvollen Todes angeklagt — aber ein Etwas, eine Kraft, die mich antrieb das Gleichgewicht in meinem Innern herzustellen, eine Naturnothwendigkeit möchte ich es nennen, brachte mich zum Nachdenken, zum Ueberlegen und Prüfen und allmählig erkannte ich, daß aus Leid und Qual, aus Selbstvorwurf und Reue, das Höchste des Menschendaseins, unsere eigene Veredlung hervorgeht, ein Resultat, das jeder von uns nur auf seinem eigenen Wege erlangen kann. Meine frühe körperliche Entstellung führte mich zu Wissenschaft und Wohlthätigkeit, die Selbstvorwürfe, die ich mir machte, zum ernsten strengen Nachdenken über Ursache und Wirkung, und die Frucht vor allem diesem war meine duldsame und deßhalb heitere Weltanschauung. Welches Opfer, meine liebe Schwester, würde mir zu schwer sein, wenn ich Dich nur auf eine Stunde mit meinen Augen in unsere Vergangenheit

sehen lassen könnte! Bist Du doch jetzt eine Matrone, und das Blüthenglück der Liebe würde auch im Laufe der Natur hinter Dir liegen, warum vertiefst Du Dich in die schmerzvolle Vergangenheit und versuchst nicht lieber Dir durch das Bauen am Liebesglück Deines Sohnes eine Zukunft zu schaffen?"

„Und that ich das nicht?" sagte bitter die Baronin, „erzog ich nicht Thekla für ihn? versuchte ich nicht Alles, um sein Glück und das ihre zu gründen? mußte ich nicht auch hier Schiffbruch leiden mit meinen Wünschen und Hoffnungen? und immer und überall auf meinem öden Lebenswege trat ein und dasselbe Wesen mein Glück in den Staub, ein und dasselbe oder doch die Wiederholung desselben, gleichsam als ob ein tückischer Dämon ein Spiel mit mir triebe, als ob — der Feind der Menschheit, der Geist der Finsterniß selbst, diese Gestalt mit ihrem verführerischen Liebreiz aus dem Abgrunde hervorzauberte, um mich zu quälen, als ob die Hölle mir das Bild entgegenschickte, um mich zu höhnen. O, und lieben, soll ich diesen Spuk, lieben? sie Tochter nennen, ihre Kinder auf meinen Armen wiegen, sie selbst im Hause meiner Väter als Herrin walten sehen? nimmer, nimmer, nimmermehr! Ehe mag sein Dach über mir zusammenbrechen, eh' mögen Flammen die Bilder

meiner Ahnen verzehren, eh' mögen die finstern Fluthen des Stromes diese Felder und Gärten in eine Wüste verwandeln, eh' möge das Haupt meines Sohnes, wie das seines Vaters — —"

Eine furchtbare Veränderung trat in diesem Moment ein in den Zügen der Matrone, ihr Auge schien auf einen fernen gräßlichen Gegenstand zu starren, ihre Lippen wurden bläulich, das Kinn sank herab, und entsetzliche Krämpfe erschütterten den zusammensinkenden Körper.

Dorothea trat ihr näher, ergriff ihre fliegenden Hände und streichelte sie sanft, legte das zitternde Haupt der Unglücklichen an ihre Brust und rieb ihre Schläfe mit einigen Tropfen kölnischen Wassers. Nach einigen Minuten erholte sich Frau von Kandern, nur eine tödtliche Schwäche schien in ihren bebenden Gliedern zurück zu bleiben und allmählig lag wieder der Ausdruck ernster und ruhiger Würde auf dem kurz zuvor gräßlich entstellten Gesicht. — Sie stand auf und sagte, langsam aber mit festem Schritt das Zimmer verlassend: „Gute Nacht, meine Schwester, verzeih', daß ich Dich noch so spät störte."

Lange, lange hing Dorotheens Blick an der Thür durch welche Frau von Kandern gegangen. Dann stand sie auf und schritt in ihrem Zimmer geräuschlos

auf und ab. — Thrän' auf Thräne sammelte sich an ihrem wimperlosen Augenlid und fiel herab auf die entstellte Wange, und endlich trat sie an das nach dem Parke führende Fenster.

Der Wind hatte die Regenwolken zerstreut, Mitternacht war längst vorüber und der Nachthimmel fing an seine winterliche Pracht zu zeigen. Im Osten, langsam am Himmelsgewölbe empor steigend, stand Orion, und Dorotheens Blick haftete auf seinem Nebelschleier.

Da flog ein mildes Lächeln über ihre Züge, ein Ausdruck unaussprechlicher Beruhigung verbreitete sich über dem entstellten Gesichte und die Fluth des Schmerzes wich dem Glück der Erkenntniß.

„Erdenleben! Traum eines Momentes, was sind Deine Leiden und Freuden!" flüsterte sie leise. „Das, was an Gefühlen mich ganz erfüllt in Glück oder Elend, keine Schaumperle ist's im Ocean des Erschaffenen — aber was ich Gutes wirke, das ist, sei es so klein es wolle, doch eine Verbesserung des großen Ganzen, ein Anstoß zu neuen Wellen des Guten, ein Samenkorn, das Frucht bringen kann; und was ich erkenne, was ich lerne und einsehe, das ist ein Schmuck meines Ich's, eine Verschönerung meines Selbst's, mein wahres und ewiges Eigenthum. Nicht

was die kurzsichtige Menge Glück nennt, ist das Erstrebenswerthe in diesem Erdenleben, aber die Wahrheit suchen, das Gute üben, das Schöne pflegen, das ist des Menschenlebens Vollendung, seine Blüthe, die Frucht bringt für die Unendlichkeit." —

Am Abend des Tages, der dieser Nacht folgte, langte Siegmund von Kandern in Ragunen an. Er fand seine Mutter krank und Tante Dorchen in gewohnter Weise beschäftigt. Er selbst war ein anderer geworden seit seiner letzten Anwesenheit in den bekannten Räumen. Er fühlte sich schuldig, getäuscht und schwach. Eine eigene Bitterkeit, nach deren Grund er in seiner Seele nicht einmal forschen mochte, erfüllte ihn, und die Wände des Hauses, in dem er seine Kindheit verlebte, schienen höhnend ihn anzustarren.

Ob seine Mutter ihn hinsichtlich seiner möglichen Verwandtschaft mit Leonoren geflissentlich getäuscht hatte, mochte er nicht ergründen, sie und Tante Dorchen mußten ja das Alter seiner Schwester gekannt haben.

Einer war in der Nähe, der an dem Wiederfinden des Kindes seiner Freundin Interesse nahm, der sich freuen würde zu hören, daß Siegmund in der Tochter seines Vaters eine Schwester gefunden und anerkannt: der alte Pole! Zu ihm eilte der

Heimgekehrte noch in später Stunde durch die öden Gänge des Parks, wo unter seinen Schritten das welke Laub rasselte und neben ihm der wilde Novemberwind in dürren Zweigen rauschte.

Aus der kleinen Gärtnerwohnung blickte dem im Vaterhause fremd gewordenen Sohn Licht entgegen. Der Laden des niedrigen Fensters war offen und Siegmund sah den Greis nahe am Ofen an einem Tische sitzen, der mit Kästchen bedeckt, welche Moosfäden enthielten. — Die Fenster der Treibhäuser waren mit Laden und Matten gegen die Rauhheit des Wetters versichert. Die Weinranken lagen in Stroh gewickelt und mit Moos und Tangeln bedeckt am Boden. Die Spalierbäume versteckten ihre dicht mit Stroh umhüllten Aeste hinter Matten von Lindenbast und die dunkle, naßkalte Nachtluft war von Rauch durchzogen, der, aus den Röhren der Treibhäuser dringend, die feuchte, neblige Luft noch mehr verdichte und in Rußschlacken auf Zäune, Spaliere und Matten niederfiel.

Boleslavs Gesicht war unverändert, und hinter den Zweigen einer der blühenden Antemis, die sich am kleinen Fenster in all' ihrer Pracht, roth, gelb, weiß, braun und violett entfalteten, sah man es

gebeugt über das grüne Moos, dessen Fasern der Alte mit einer Loupe sorgsam betrachtete.

Als Siegmund sich beugend durch die niedere Thür trat, erhob der Greis sein Gesicht und stand dann schnell und mit großer Höflichkeit auf, den Herrn, dessen Brod er aß, willkommen zu heißen.

Es war dem jungen Mann Bedürfniß, sich gegen ein Menschenherz, das ihn verstehen mochte, auszusprechen, und als er den Greis sah, der seit Jahren die Schicksale seiner Familie kannte, da fühlte er, daß er in diesem den Freund gefunden, dessen er bedurfte.

Er erzählte ihm nun zuerst, daß das jugendliche Abbild Leonorens nicht die Tochter seiner verstorbenen Wohlthäterin sei und theilte ihm dann mit, wo und wie er seine Schwester gefunden.

Der Alte hörte mit Aufmerksamkeit, fast mit Andacht zu und als ihm Siegmund sagte, daß das Schicksal dieser Schwester jetzt durch ihn gesichert sei, daß sie von ihm geliebt werde und jeder Zeit auf seinen Schutz rechnen könne, da verklärte sich das Gesicht des Greises und tausend Segen herab wünschend auf das Haupt seines Gebieters, schüttelte er dem jungen Mann die Hand mit einer Dankbarkeit, als ob ihm selbst eine Wohlthat erwiesen.

Allmählig aber ging fast unwillkührlich Siegmunds Gespräch auf die junge Freundin Boleslavs, die arme Leonore Rauscher, über, und ehe er noch wußte, wie das zugegangen, hatte er dem Greise volles Vertrauen geschenkt und zwar so offenes Vertrauen, daß er sich fast des Verraths gegen Leonore anzuklagen hatte.

Der Alte hatte ihm schweigend zugehört und seine Augen hafteten mehr auf den zarten Pflanzen, mit denen er sich vor Kurzem beschäftigt, als auf dem Gesichte des Sprechers.

„Panie Siegmund," sagte er endlich, indem er sein volles dunkles Auge erhob und seinen Gefährten scharf anblickte, „ich bin ein Greis, ich habe gelebt, geliebt, gelitten, und die Zeit ist jetzt endlich gekommen, wo ich auf's Leben, wie von einer schwer erstiegenen Bergspitze in das Thal unter mir, das ich durchschritten, hinabblicke. Es ist sehr schön, über alle Maßen schön das Thal des Lebens, wenn man es so in einem Bilde vor sich sieht. Die Bergkuppen, die man mühselig überkletterte, sind grünende Wellenlinien, die den Boden verschönern; die schäumenden Wasser, durch welche wir uns hindurch kämpfen mußten, silberne flatternde Bänder; das Eis der Gletscher, das unseren Athem erstarren machte, glüht Diamant klar

im Abendsonnenstrahl, und die Hütten, in denen wir ruhten, die Bäume, die uns Schatten spendeten, sind kleine, kaum erkennbare Pünctchen. Selbst — selbst die Fehltritte, die wir thaten, gehörten zu dem Wege, der uns auf den Punct der Erkenntniß brachte, auf dem wir stehen, selbst der Sturz in den Abgrund war nothwendig unsere Kraft zu üben oder uns Einsicht von Gegenständen zu verschaffen, deren Dasein wir ohne diesen nie geahnt hätten.

„Panie Siegmund, mein edler junger Herr, es ist nichts absolut gut und schlimm in diesem Erdenleben, es giebt gar kein eigentliches Leid, wie es nichts Kleines, nichts Häßliches giebt, es kommt nur auf unsere Begriffe an, auf unseren Standpunct, unser Gefühl. Was ist ein Menschenleben? ein Moosfädchen in der Vegetation der Menschheit. Da, da betrachten Sie solch' ein Fädchen — es ist für sich allein eine Welt von Schönheit, Zweckmäßigkeit, Eigenthümlichkeit und es kann sich nicht bilden ohne die bestimmten Einflüße des Bodens, der Quellen, der Bäume, ja der fernsten Sterne des großen Weltoceans, denn — Panie Siegmund, die Stellung der Erdachse giebt ihm das ihm nothwendige Klima, und die ist bedingt durch die Stellung anderer Weltkörper. — Ja! ja! das ist, was die Bibel meint, wenn sie sagt, es fällt kein Haar

von unserem Haupt ohne den Willen des Vaters im Himmel. — Glauben Sie es dem alten Gärtner, mein junger Herr, daß die Leiden und Entsagungen, die Ihnen und Anderen jetzt so schwer scheinen, später eine ganz andere Gestalt annehmen und das Ganze Ihres Lebens nur verschönern werden. Auch die Schuld selbst, sie muß mit ihrem Gefolge von Reue, Elend, Selbsterkenntniß und Uebung unserer Kraft ihren Platz haben im Menschendasein. Es ist nun nicht anders, kann nicht anders sein. Entwickelung, Fortschritt ist der große Zweck alles Daseins, und Irrthum, Leidenschaft, Schuld und Schmerz gehören eben so gewiß zur Entwickelung des Menschen, als Sturm, Frost, Hagel, Gewitter zur Entwickelung der Pflanze.

„Es wäre nach unserem kurzsichtigen Urtheil gar schön, gar beglückend gewesen, wenn das holdselige Ebenbild meiner edeln und kräftigen Freundin, der Geliebten meines warmherzigen aber schwachen Freundes, in diesen Hallen mit Ihnen gelebt hätte, wenn sie unser Aller Leben verschönt und verklärt hätte. Es sollte nicht sein, der Irrthum meines schwach werdenden Greisenalters trat Ihnen in den Weg, und wenn ich meine alten Glieder an's Kreuz nagelte, und wenn ich tausend Tode stürbe, diesen

Irrthum zu sühnen — es wäre umsonst. Sie ist das Weib eines Andern, die Mutter seiner Kinder und muß ihren Lebensweg gehen, wie Sie, mein edler Herr, den Ihrigen, aber die Macht, die immer und überall Leben aus Tod, Schönheit aus Zerstörung hervorgehen läßt, die so tausendfach auf dem Irrweg die Wahrheit finden ließ, die wird auch Ihr Leben und das des holden jungen Weibes zur Wahrheit, Schönheit, Weisheit, zum einzigen dauernden und möglichen Glück des Menschen führen. — Führte doch, mein theurer junger Herr, meine Blutschuld mich in dieß fremde Land, in das Asyl, wo ich das beste edelste Weib kennen lernte, dem ich Freund und Schützer sein durfte, wo ich im steten Umgang mit der Natur Friede und Freude fand, wo ich Sie, Panie Siegmund, lehren und Ihren frischen Sinn auf die Natur, als die Quelle aller Weisheit, leiten durfte. Wär' ich wie Sie, jung, kraftvoll, im Besitz von Geldmitteln, ich machte mich auf und ginge das Walten Gottes belauschen in allen Zonen dieser kleinen Erdkugel, bis ich den Frieden mit mir selbst gefunden, der Menschheit Nutzen geschafft und meinen Schmerz überwunden hätte."

Siegmund schüttelte dem erregten Sprecher die Hand. Eine Stimme in seinem Innern gab dem Greise

Recht, und die Ueberzeugung, daß er nach Allem, was geschehen, nicht ruhig und freudig in seinem Vaterhause leben könne, unterstützte den Wunsch früherer Jahre, Reisen in entlegene Länder zu machen, in denen die Cultur vom Angesicht der Erde noch nicht die Spuren der göttlichen Allmacht verwischt hatte.

Das Studium der Natur war trotz seines häufigen Aufenthaltes in großen Städten eine Lieblingsunterhaltung Siegmunds gewesen, und nichts fesselte sein Herz an die Heimath. — Nichts! nicht einmal die Macht der Gewohnheit, keine ihm lieb gewordene Thätigkeit, nicht der Wunsch zu schaffen, nicht die Freude am Besitz — kein Interesse am Wohl und Wehe seiner Gutsunterthanen. — Sein väterlicher Sitz verfiel, das stolze Gebäude, an dessen Schöpfung sein Großvater das Glück seiner Kinder gesetzt. Die gräßliche Erinnerung schwebte wie ein Spukbild um jene Hallen und Gärten. Seine Mutter verwaltete die Güter mit Hilfe des Oberinspectors Rauscher weise und vortheilhaft, und unverkürzt flossen ihm schon seit Jahren die bedeutenden Revenuen von dem Erbe seines Großvaters zu. Was sich von Erinnerungen an seine Heimath knüpfte, das war trüb und bitter, der Tod seines Vaters, die strenge,

kalte Zurückhaltung seiner Mutter, die Kränklichkeit seiner Schwester, Thekla's Nähe, die ihm stets peinlich gewesen, weil man ihm seit Jahren das schöne Kind als seine ihm bestimmte Braut gezeigt, das Alles lag zusammen wie ein düsterer Schleier über dem Vaterhause und zwischen ihm und seiner Mutter stand eine Eiswand. Vereint mit einer Gattin seiner eigenen Wahl, hätte er einen Schwerpunct für sein Leben gehabt und wäre bald mit allen seinen Verhältnissen in's Gleichgewicht gekommen.

Dieß Glück war ihm geraubt. Leonore, das einzige Weib, das er geliebt, in dem er alle die Eigenschaften vereint gefunden, die sein Herz befriedigen konnten, war für ihn verloren — verloren für immer; denn mit schmerzhafter Deutlichkeit hatte er gefühlt, daß die Mutter von Rauschers Kindern nicht mehr das Wesen sei, das ihm reines Glück geben könne.

So stand denn sein Entschluß fest, die Heimath lange zu verlassen, so lange, bis ihn Sehnsucht in die bekannten Räume zurückzöge, oder seine Anwesenheit irgend einem Menschen ein Glück, ein Trost sein würde.

Tante Dorchen war die Erste, die er davon benachrichtigte. Sie hörte ihn ruhig an und sagte als er schwieg: „Zieh' mit Gott, Siegmund. Die Welt

ist groß, ist wunderschön und steht Dir offen, und wenn Du in ihr nicht das Glück findest, so findest Du eines der schönsten Ersatzmittel desselben — Kenntniß. Kenntniß und Liebe sind Licht und Wärme des geistigen Lebens, sie sind meist vereint und wo sie getrennt sind, da bringt die Anwesenheit des Einen später in naturgemäßer Entwicklung auch das Andere hervor."

Siegmund blickte trüb und ungläubig in das Auge der Schwester seines Vaters. „Ihr Alle hier habt eine eigenthümliche Ansicht von Liebe," sagte er dann nicht ohne Bitterkeit, „wechselt denn ein Mensch die Gefühle seines Herzens, wie seine Handschuhe oder Kleider? Ich habe geliebt, Schicksal, Verhältnisse — nenn' die Machinationen wie Du willst, Tante Dorchen, — haben sich trennend zwischen mich und das Glück gelegt. Mein Traum ist ausgeträumt — mich einwiegen, geflissentlich, kann ich nicht mehr. Es giebt für mich keine erste, zweite und dritte Liebe, die Erkenntniß, daß Gefühle vergänglich sind, daß das Reinste, Höchste des Menschen eng verschwistert ist mit seinen niedrigsten Regungen und daß es von diesen zu jenen nur ein Schritt ist, wird bei jeder künftigen Herzensregung als der Engel mit dem Flammenschwerte vor dem Paradiese des Lebens stehen.

Ich kann Liebeleien haben, Liebschaften vielleicht, ich könnte möglicher Weise aus Familienrücksichten heirathen — lieben kann ich nicht mehr.“ —

Die Matrone ging eine Weile schweigend auf und nieder, dann nahm sie des jungen Mannes Hände in die ihrigen und sagte:

„Und giebt es denn keine andere Liebe für Dich, als die Geschlechtsliebe? Sieh' mich an, mein Sohn, nie habe ich dieß Gefühl gekannt, als in seinen zerstörenden Wirkungen bei Andern, auch Eltern- und Kindesliebe ist mir nur sehr bedingt zu Theil geworden, meine Brüder sah ich frühe sterben — ich ward irre an den Wesen, mit denen die Freundschaft aus den Kinderjahren mich verband und doch, doch ist mein Leben durch Liebe beglückt, von Liebe erfüllt. Wer die Schönheit, die Regelmäßigkeit, die Zweckmäßigkeit des Weltganzen erkennen lernt, der muß dasselbe bis in seine kleinsten Einzelnheiten hinab — lieben. Der Geist der Liebe belebt, beseelt das All der Schöpfung, er blickt Dich an aus den Augen des Vogels, der sein Nest mit dem Flaum des Weidenbaumes wattirt für seine unbefiederte Brut; er weht Dir entgegen im Duft jeder Blüthe, die Dein Herz erquickt; in der Süße jeder Frucht, die den dürstenden Wanderer labt, dem Vogel, dem Insect

Nahrung giebt; ja er lebt und webt selbst im todten Steine, den vor Jahrtausenden schwimmende Eisblöcke, tausend Meilen weit über die Meereswogen führten, dem armen Landmann des heutigen Tages eine Hütte zu geben. Liebe ist Naturgesetz, Grundton der Natur, Liebe! Weisheit! Allmacht! ihr Zusammenklang ist das Weltall, dieß unermeßliche Gebäude, zusammengefügt aus Schönheit und Glück. Jedes Sandkorn, das Du in Deine Hand nimmst, enthält beides, lerne es nur erkennen, das heißt, für Dich selbst finden und besitzen."

Der Sohn ihres Bruders, der Knabe, auf dessen Erziehung sie nicht ohne Einfluß gewesen war, hatte sie verstanden, er lehnte das Haupt an die Brust der mütterlichen Freundin und eine Thräne fiel brennend heiß auf ihre Hand. —

Drei Wochen später ordnete Siegmund von Kandern in London Alles zu einer Reise nach Süd-Amerika und fand über den Geschäften, die damit verknüpft waren, kaum Zeit, seiner Schwester einen Abschiedsbrief zu schreiben, in dem er sie bat, das Band zu bleiben, das ihn für alle Zeiten und in allen Fernen mit Leonoren vereine. —

Siebenundvierzigstes Capitel.

Es war acht Tage vor Weihnachten. Leonore hatte das Bett verlassen und saß am Fenster ihrer kleinen Stube im Lehnstuhl.

Sie war bleich wie eine Leiche und um ihren Mund zuckten von Zeit zu Zeit die Muskeln, so daß es schien, als ob sie lächele, aber das war ein nervöses Uebel, Folge der Schwäche nach dem ungeheueren Blutverlust, wie der Arzt sagte.

Ihre Kinder spielten neben ihr fröhlich und harmlos, und der kleine Siegmund erzählte dem kleinen Schwesterchen, daß nun bald der heilige Christ komme.

Vor dem Sitze der kaum Genesenen stand ihr Arbeitstisch und darauf lag Halbsammt zu einer Blouse für den Knaben geschnitten, auf dessen dunkelblauen Grund Leonore eine Borte von Eichblättern mit weißer und grauer Wolle stickte. Ihre Hände zitterten dabei und sie mußte von Zeit zu Zeit die Arbeit fortlegen. Vor dem Fenster, das in den Hof ging, hatte der Wind eine Schneewehe zusammen getrieben, lange Eiszapfen hingen vom Dache herab und zwischen diesen und dem trüben Braun des Zaunes, auf dem zwei Krähen saßen, war nichts

sichtbar als der beschneite Boden und das Stück eines bleifärbigen, düstern Winterhimmels. —

Sie drückte die Hand auf ihr Herz, an dem sie von Zeit zu Zeit ein ähnliches Zucken fühlte, wie das, welches ihrem Gesicht einen so seltsamen Ausdruck gab; dann stützte sie den Kopf in die müde Hand und flüsterte vor sich hin: „Schlafen — o schlafen, ohne zu erwachen, nichts sehen, nichts hören, nichts fühlen. Seligkeit des Todes — o, wer sterben dürfte!“

Die kleine Anna war an sie herangekrochen und drückte das Köpfchen an der Mutter Knie, Siegmund verkehrte noch mitten im Zimmer mit einem Steckenpferde und stand dann und sah dem Mädchen zu, das Feuer im Ofen entzündete.

Die Flamme flackerte lustig, der Wind heulte um das Haus und jammerte in Schornsteinen und klapperte mit Thüren und Fenstern.

„Mama,“ sagte der Knabe, „Mama, erzähl' mir ein Märchen.“

Leonore hörte es nicht.

„Bitte, liebe Mama, erzähl' mir ein Märchen.“

Sie starrte vor sich hin, ohne dem Kinde zu antworten.

Er stellte sich neben sie, sah mit scharfem Auge

in's Gesicht der Mutter; er faßte dann ihre Hand, die matt in ihrem Schooße lag und sagte:

„Mama, warum hast Du Deine Kinder nicht mehr lieb?"

Sie fuhr auf, es war, als ob ein Donnerschlag in ihr Ohr getönt hätte und das tiefste Herz erbebte ihr bei der Frage des Knaben.

„Mama! liebe Mama," sagte er noch einmal, „warum hast Du denn Deine Kinder nicht mehr lieb?" —

Sie riß ihn empor an ihr Herz, sie drückte das Gesicht des Knaben an ihren Busen und während sie seine weiße Stirn mit Küssen bedeckte, flüsterte sie bebend: „Ich hab' Dich lieb, mein Siegmund, ich hab' Euch lieb, meine Kinder, o, ich hab' Euch lieb gewiß, gewiß, ich hab' Euch lieb über Alles."

Das Kind schüttelte das Lockenköpfchen und sah ihr wieder und wieder in die thränenvollen Augen. Du erzählst uns keine Märchen mehr, Du betest nicht mehr mit uns, Du zeigst uns nicht die Sterne und nicht die Schneeflocken, Du bürstest nicht meine Locken und wenn Du so still da sitzest, siehst Du uns niemals so zu und freuest Dich nicht über uns, wie sonst. Soll ich Dir's sagen, wie Du aussiehst, Mama? als wenn Du immer und immer horchtest, was weit,

weit gesagt wird und gar nicht wissen möchtest, was wir vorhaben."

Leonore stand auf und ging langsam mit zitternden Knieen im Zimmer auf und ab.

„Die Stimme Gottes im Munde des Kindes," flüsterte ihr Gewissen ihr zu. -

Er hatte Recht, fürchterlich Recht, der kleine schuldlose Ankläger. — Weit weg in der Ferne lag ihr Glück, ihr Interesse — was waren ihr noch ihre Kinder — die Wesen, die hindernd zwischen ihr und der Ruhe des Grabes standen. — Was war ihr ihr Haus, ihr Gärtchen, ihre Blumen — ihr Gatte — der Mann, dem sie Treue und Liebe bis an's Grab versprochen? und was war sie allem Diesen? — wäre es nicht besser gewesen, wenn sie gestorben und Rauscher seinem Hause eine andere bessere Vorsteherin, seinen — ihren Kindern eine bessere pflichttreuere Mutter gegeben hätte?

In ihrer Brust wand sich ein Schmerz, ein Weh, sie fühlte den Jammer in der Tiefe ihres Ich's sich krümmen wie eine Schlange, sie fühlte wie Verzweiflung ihren Zahn einbohrte in ihr matt schlagendes Herz. „Schlafen ohne Traum, ohne Erinnerung!" flüsterte sie, „schlafen ohne Erwachen! o Gott o Gott, erbarme Dich meiner."

In diesem Augenblick hörte sie das Zuschlagen der Hausthür und den Schritt Rauschers, der früher, als sie erwartet, von einem Geschäftsgange heimkehrte. — Es rann ihr eisig über den Nacken. Ihren Gatten zu sehen, war für sie eine Pein, deren Größe kein Herz ihr nachfühlen konnte.

Wenn seine Rohheit ihre Seele empörte, jede Faser ihres Seins sich aufbäumen ließ, so machte seine natürliche Gutmüthigkeit, die Liebe, mit der er in seiner Weise an ihr und den Kindern hing, das Gefühl des Unrechts, das sie ihm gethan, mit tausend Stacheln in ihrer Brust rege. Er trat in ihr Zimmerchen, geräuschvoll wie immer, klopfte ihr auf die Schulter und sagte: „Na, das geht ja prächtig, Lorchen, prächtig, Du siehst schon ordentlich blühend aus. — Aber weiß Gott, es ist auch Zeit, daß Du auf die Beine kommst, kein größeres Elend auf der Welt für einen Mann als eine kränkliche Frau. Herr Gott, Kind! ich wollte Du liefest wieder ordentlich in Küche und Keller umher, es thut Noth, sag' ich Dir! — Tante Selma sagt, die Köchin hätte mit Deinen besten Servietten die Kessel abgehoben, und Geld kostet so eine Krankheit, na, ich mag's gar nicht erst sagen — Doctor, Apotheke und tausend Dinge und Geschichten, die gar nicht nöthig sind, zwanzig angebrochene

Medicinflaschen stehen da, keine einzige ist ordentlich ausgebraucht. Und niemals was für mich in Ordnung, kein Knopf an meinen Hemden, meine Kleider bürstet die Magd gar nicht mehr, das Essen ist erbärmlich, ich sag' Dir, Lorchen, mach', daß Du nur gesund wirst, ich kann eine kranke Frau nicht brauchen."

Es war *ein* Scherz — es war nach Rauschers Art und Weise sogar ein Liebeszeichen, das er seiner Frau geben wollte durch diese Worte, aber Leonorens Herz fühlte sich auf mehr als einer Seite durch dieselben verletzt.

Sie wandte sich von ihm ab und trat zu den Kindern. Rauscher folgte ihr nach. „Na, Patron," sagte er, indem er Siegmund den Kopf tätschelte, „ist Er denn artig gewesen? hat Er keinen Lärm gemacht bei der kranken Mama?"

„Ich mache keinen Lärm und auch Annchen nicht," entgegnete der Knabe, „der Herr Doctor und Onkel Delbruck sagen, wir könnten immer bei Mama bleiben, aber Dich müßte man fern halten, weil Du Lärm machst."

„Wie der Junge dumm redet," sagte Rauscher ärgerlich und gab dem Kinde einen Stoß an die Schulter, daß es ein Paar Schritt weit weg flog.

Leonore sprang zu, ergriff den Fallenden, und nahm ihn an den Arm.

Er sträubte sich und sagte: „Laß nur, Mama, laß nur, Papa meint es nicht böse, es thut auch gar nicht weh, Du bist noch krank und darfst mich nicht so herumtragen.“

Rauscher aber setzte sich in den Lehnstuhl, gab dem davor stehenden Tischchen einen Ruck, daß es an die Seite rollte, und die hundert zu den Arbeiten Leonorens gehörigen Kleinigkeiten durcheinander fielen, und sagte: „Ich werde heute bei Dir Thee trinken, Frauchen, es ist hier im ganzen Hause am wärmsten und ich muß Dich doch auch einmal pflegen.“

Sie zitterte leise; der Gedanke, den ganzen langen Abend an der Seite ihres Gatten zubringen zu müssen, erregte ihr Schauder, und doch, doch war es Pflicht, es wär' nur natürlich gewesen, wenn sie ihm ein freundliches Wort über seine Anwesenheit gesagt hätte.

Sie konnte es nicht. Jede Faser ihres Seins sträubte sich gegen Heuchelei und Lüge, und mit Entsetzen fühlte die unglückliche Frau von Neuem, daß ihr Ausharren in einer Ehe, deren Heiligkeit sie befleckt, wenn auch nach dem Rechtsbegriff eine Pflicht und der Kinder wegen eine Nothwendigkeit, doch

für sie selbst, für ihr eigenes Menschenherz eine tiefe Erniedrigung sei.

Friederike, ihre sanfte und kräftige Pflegerin und Freundin, hatte sie auf eine kurze Zeit verlassen müssen, da Tante Dorchen den dringenden Wunsch gehabt, das Kind ihres Bruders und ihrer Jugendgefährtin kennen zu lernen. Nach Tilsit zu kommen, wäre aber für sie ein peinlicher Schritt gewesen, denn ihre auffallende Entstellung machte sie zum Gegenstand der Aufmerksamkeit an jedem fremden Orte. So war denn Friederike nach Kanderischken gereist, in das Haus ihres Bruders, um dort mit Fräulein von Kandern und dem alten Boleslav zusammenzutreffen, der in dem Gedanken, die Tochter seiner Wohlthäterin, das Kind, welches er über der Taufe gehoben, zu sehen, sich zu verjüngen schien. —

Rauscher war aber kein besonderer Freund und Verehrer der Cousine und Freundin seiner Frau. Er hatte überhaupt die Ansicht, daß diese ihm ganz allein und ausschließlich angehöre, daß die Ehe, die er mit ihr abgeschlossen, sie gleichsam zu seinem Privateigenthum mache, und daß Freundschafts- und Verwandtschaftsverhältnisse einer Frau nur so weit Geltung hätten, als sie von dem Eigenthümer derselben, dem Ehegatten, sanctionirt würden. Glücklicherweise

hoben seine Indolenz und seine Gutmüthigkeit diese seine Grundsätze aber gewissermaßen auf oder neutralisirten sie mindestens zu einer harmlosen Unschädlichkeit, die Leonore früher, ohne besondere Anwendung von Klugheit, doch sehr wohl zu benutzen verstanden hatte. Jetzt war das Alles anders geworden. Die Leidenschaft der jungen Frau, die sie zu einem Fehltritt gebracht, war die Frucht vom Baume der Erkenntniß gewesen. Leonore, die früher, einem weiblichen Instinct folgend, ihren Gatten sehr wohl zu behandeln verstanden hatte, übersah jetzt ihre Lage ihm gegenüber mit einer schaudervollen Deutlichkeit, und wußte, daß sie ihn entweder mit Ueberlegung beherrschen, oder die Sclavin seines kindischen Despotismus werden mußte, und das Eine schien ihr nicht weniger erniedrigend als das Andere. —

Leise, mit bebenden Knieen, im Zimmer hin und wieder gehend, besorgte sie den Theetisch, Rauscher hatte sich unterdessen einer Büchse mit eingemachten Kirschen bemächtigt, langte bald mit dem Finger, bald mit einer aus Leonorens Strickzeug gezogenen Nadel, sich eine Kirsche nach der andern hervor und verspeiste sie mit dem trefflichsten Appetit.

Es war eine kleine Leckerei, die Tante Selma der Kranken verehrt hatte, welche häufig über

brennenden Durst und bittern Geschmack im Munde klagte. Tante Selma, die solche Dinge sehr gut zu bereiten verstand, hatte diese Kirschen im Sommer eigends für die Kranke eingemacht, und sie trat, als Rauscher so ziemlich mit allen fertig war, nach leichtem Anklopfen in das Zimmer.

Leonore empfing sie wie eine Erlösung. So durfte sie nicht fürchten die langen öden Abendstunden ihrem Gatten allein gegenüber zu sitzen und den Blick seiner Augen auf sich zu fühlen. Tante Selma aber bemerkte sehr ungnädig Rauschers Genäschigkeit — und ihr erstes Wort, als sie in's Zimmer trat, war: „Na wahrhaftig, Assessor, sie sind ärger wie Ihr kleiner Junge, der die Kirschen nun schon manche liebe Stunde da hat stehen sehen, ohne sie zu benaschen. — Ich begreif's doch wahrhaftig nicht, wie ein großer, alter Mann so sein kann."

„Was," sagte Rauscher, „was meinen Sie, Tante Selma? Denken Sie, ich soll in meinem eigenen Hause erst Sie, oder irgend ein anderes altes Weib um Erlaubniß fragen, was ich essen darf oder was nicht?"

Tante Selma trat einen Schritt zurück.

„Mich, mich nennen Sie ein altes Weib!" rief sie mit flammenden Augen und die Federn ihres

neuen Winterhutes und die Haare ihres modischen Pelzpalatins sträubten sich ob dieses entsetzlichen Wortes.

In der That, Niemand verdiente weniger eine solche Anrede, als die gute Justizräthin, abgesehen davon, daß sie trotz ihrer vorrückenden Jahre, noch unzweifelhaft eine schöne Frau war, mit einer Taille nicht weniger schlank als in ihrer Jugend, mit jenem unverwüstlich reinen Teint, der an das Blatt der Spätrose erinnert, mit Zähnen noch immer leuchtend wie Elfenbein, und dunkeln Locken, in die sich noch kein unbescheidenes Silberfädchen mischte; so hatte sie auch in ihrem gutmüthigen, thätigen und etwas beschränkten Wesen, eine gewisse jugendliche Einfachheit bewahrt, und die treue Pflege, die sie mit fast mütterlicher Unermüdlichkeit der leidenden Leonore erwiesen, hätte ihr wohl einigen Anspruch auf Rauschers Schonung und Dankbarkeit gegeben.

Dieser war aber nicht der Mann, der irgend einen Begriff mit dem Worte: Rücksichten, zu verbinden verstand.

Fest überzeugt, in allen Dingen das Rechte zu thun und weil er kein Verbrechen beging, sich für tadellos, ja für vortrefflich haltend, kannte er nur eine zweifache Handlungsweise, wenn ihn etwas

verdroß: tückisches gänzliches Schweigen, oder unüberlegtes Herauspoltern. — Rachsucht und Nachtragen waren freilich seiner Seele fremd und fern, ja es war irgend wo in seinem Herzen ein Winkel, in dem wahrhafte Großmuth und Güte verborgen lagen. Er war nicht ganz ohne der Fähigkeit zu lieben, und seine Frau war ihm theuerer, viel theuerer, als er es selbst ahnte.

Der Zorn der Tante Selma hatte indeß für ihn nichts Imponirendes. „Na, was, was," sagte er, „alte Weiber sind alte Weiber, auch wenn sie so halbwegs hübsch aussehen, und daß Sie Vierzig sind, Tante, das können Sie doch nicht läugnen."

„Ich läugne es auch nicht," entgegnete die Justizräthin mit aller möglichen Hoheit, „ich habe gar nicht nöthig, das zu läugnen, und es ist keine Schande vierzig Jahre alt zu sein, wenn man vernünftig ist; wenn man aber so alt ist und noch das Benehmen eines Strassenjungen hat, dann freilich —"

„Strassenjungen?" sagte der Assessor und die Gluth stieg ihm auf die Stirne, „ich bin kein Strassenjunge und war nie einer, ich gehöre einer Familie an, bei der weder die Söhne noch die Töchter Herumtreiber und Vagabunden sind; aber freilich hätte ich mich

hüten sollen in eine Verwandtschaft zu treten, von der man das ganz und gar nicht sagen kann."

„Schämen Sie Sich in Ihre Seele hinein," entgegnete die Justizräthin mit erbleichenden Lippen und zitternden Händen. „Sie sind ein abscheulicher Mensch, ein Bösewicht sind Sie, Gott weiß das; hat Ihre Frau das an Ihnen verdient? Kann sie dafür, daß ihre Mutter nicht Gutes that und — Gott erbarme sich — ihrer Familie Schande machte? ist sie nicht immer anständig und honett gewesen, die arme Frau? Schämen Sie Sich vor Ihren Kindern und vor Gott, Sie, Sie —" die erzürnte Frau suchte vergebens nach einem Wort, das den Grad ihrer Geringschätzung vollkommen bezeichnete; da sie es nicht gleich zur Hand hatte, so verfiel sie in ein hysterisches Schluchzen, setzte sich auf den nächsten Stuhl, wobei sie jedoch sorglich vorher ihren Sammtmantel aufhob und hielt sich, nachdem sie ihre guten Glacehandschuhe ausgezogen, das Taschentuch vor die überströmenden Augen.

Leonore verstand jetzt erst die Beschimpfung ihrer Mutter, ihr Auge begann zu glänzen, eine hohe Gluth verbreitete sich über ihre Wange. Sie trat vor ihren Gatten und sah ihn mit Blicken an, die ihn erschreckten.

„Meine Mutter," sagte sie, und ihre Worte waren laut und deutlich, „war eine edle, sittenreine, eine engelhafte Frau. Sie that, was Recht war, was jedes muthige und verständige Weib thun soll und darf, sie folgte dem Manne, der sie liebte und verstand. O ich habe nicht nöthig, mich ihrer zu schämen; aber sie, sie, wenn sie in dem unbekannten Jenseits die Fähigkeit hat auf ihr Kind herabzusehen — sie wird den reinen Engelsblick abwenden von der Tochter, die keinen andern Muth hatte als den des Verbrechens, die ihren Gatten betrog und—"

„Was," schrie Rauscher, „was ist das, Leonore, was sind das für Faseleien, Du redest irre, Frau!"

„Ich rede die Wahrheit, ich kann, ich kann nicht länger die fürchterliche Pein der Lüge ertragen, verstoße mich, Rauscher, treib mich hinweg vom Bett meiner Kinder, aber verunglimpfe nicht meine sanfte, meine heilige Mutter."

Das Zimmer drehte sich vor Leonorens Augen im Kreise, während sie diese Worte hervorstieß, ihre Kniee zitterten und sie würde niedergesunken sein, wenn nicht in diesem Augenblicke Delbruck eingetreten wäre, der, rasch ihr zu Hilfe eilend, sie auf ihr Bett legte.

„Verstehen Sie das, Justizrath?" sagte Rauscher,

dessen Wange fahlbleich geworden war — „verstehen Sie das?"

„Ich glaube ja," entgegnete der Justizrath, „es ist so ziemlich deutlich. Diese arme junge Frau macht sich Vorwürfe wegen irgend eines kleinen Fehlers, den sie begangen — mag sein, daß sie auch ein Herzens-Interesse für irgend einen andern Mann gehabt hat und nun denkt, das sei eine Todsünde."

„Was," schrie Rauscher, dem Leonorens Worte mit jedem Augenblick begreiflicher wurden, „was ist hier vorgefallen? Es geht mir ein Licht auf, mit allen diesen Krankheiten, Zufällen und Nervengeschichten. Aber ich will nicht der Narr sein, ich! reinen Wein verlange ich jetzt und gleich! ich will wissen, was hier vorgefallen ist, oder der Teufel soll mich holen, ich mache reines Haus und werfe alle Verwandten und Freundschaften und Sippen zum Tempel hinaus."

„Sachte, mein Herr!" sagte Delbruck, der sich während dieses Geschreies vollkommen gesammelt hatte, „geh' nach Hause, liebe Selma, ich aber stehe hier als Verwandter, Freund und als Rechtsbeistand Ihrer Frau; was haben Sie vor? und was verlangen Sie?"

„Sie soll die Wahrheit sagen, sie!" schrie

Rauscher und wies mit bebendem Finger auf Leonore, die, sich hoch im Bette empor richtend, die Haare aus dem Gesichte strich, „ich will wissen, was hier geschehen ist, was hier geluschelt wird, was sie meint, wenn sie sagt, sie hätte mich betrogen —“

„Nichts meint sie dabei,“ sagte Delbruck, „sie haben wohl Lust hier den Othello zu spielen und das kindische Wort eines kranken jungen Weibes vor Gericht zu ziehen.“ —

Leonore aber war aufgestanden und ruhig zwischen die streitenden Männer tretend, sprach sie wieder mit ihrer klangvollen Stimme:

„Es ist genug! komme, was mag, aber ich will nicht länger dieß Leben der Lüge führen. Rauscher, ich bin Dir untreu gewesen, ich hab' einen anderen Mann nicht bloß geliebt, ich hab' ihm angehört.“ —

Der Assessor blickte ihr in die Augen, er sah den fürchterlichen Ernst ihrer Worte in dem bleichen, gramentstellten Gesicht; Schmerz, Wuth, Grimm kochten und loderten plötzlich empor in seiner Seele, er hob den Arm auf und würde seine sündige Gattin mit einem Faustschlage zu Boden geworfen haben, wenn nicht Delbruck sich zwischen ihn und sie gestellt hätte. Tante Selma hatte, als sie das Zimmer verließ, vorsichtiger Weise die Kinder mit sich genommen,

und so konnte Delbruck ohne Furcht vor diesen jugendlichen Zeugen, die weit früher verstehen, was in ihrer Gegenwart verhandelt wird, als man gemeinlich glaubt, es versuchen, über das Geschehene ein Resultat durch ruhiges und verständiges Gespräch zu Stande zu bringen.

„Ich hoffe," sagte er, nachdem er der rohen Mißhandlung gewehrt hatte, „daß Sie als ein Mann von Bildung, ja und als Rechtsverständiger, einen Blick auf die Verhältnisse werfen werden. Wenn das, was Ihre Frau sagt, wahr ist, so haben Sie, Assessor, Grund zur Scheidung, ohne der Verpflichtung für sie zu sorgen."

Rauscher warf einen langen seltsamen Blick auf Leonoren, sein Auge hatte einen Ausdruck, als wäre er trunken, ja er schwankte einen Moment sichtbar und stützte sich mit der Hand an den Ofen.

„Scheidung? Scheidung?" sagte er, „wer spricht von Scheidung, was soll ich mit den Kinderchen, wenn sie sich scheiden lassen will?" und dann setzte er sich nieder, oder er ließ sich vielmehr auf den nächsten Stuhl fallen, bedeckte das Gesicht mit den Händen und weinte wie ein Kind.

Das war der schwerste Augenblick in Leonorens Leben und der Wendepunct desselben. — Sie sah

den rohen, niedrig denkenden aber gutmüthigen Mann, an den sie ihr Geschick geknüpft hatte, leiden, schmerzlich leiden durch ihre Schuld, sie fühlte, daß sie seinem Herzen einen furchtbaren Schlag versetzt hatte, diesem Herzen, das zu schätzen, zu beglücken, sie vor Gott gelobt hatte. Es war, als ob plötzlich es in ihr helle würde, als ob über ihrem Dasein sich eine lodernde Flamme entzündete, die ihr zeigte, daß das, was sie bisher für eine Einöde gehalten, an deren felsigem Boden jede Mühe und Arbeit ihr verschwendet erschien, nur ein brach liegendes Feld sei, von einem lebendigen Quell durchflossen und nur harrend auf die fleißige pflichttreue Hand und den Sonnenschein der Liebe, um Blumen und Frucht zu tragen. Sie erkannte mit furchtbarer Deutlichkeit, daß ihr neben diesem Manne eine schöne, eine erhabene Lebensbestimmung zu Theil geworden, der Beruf: durch Liebe, Treue und Geduld das Herz desselben zu veredeln, und sich so das Paradies selbst zu schaffen, nach dem sie sich gesehnt.

Nur wer in seinem eigenen Leben einen solchen Moment plötzlicher Erhellung gehabt hat, kann ahnen, was Leonore empfand. Es war ein Licht von oben, ein Sonnenstrahl, plötzlich die grauen finstern Wolken durchbrechend. Sie fühlte, was sie vernachlässigt,

verdorben hatte in ihrer Ehe. Nicht der Fehltritt, zu dem sie Leidenschaft verleitet, war ihre Sünde, sondern ihr Hindämmern in einem dumpfen, schmerzlichen Traum, ohne Liebe, ohne reelle Betrachtung ihrer Pflichten für die Lebensaufgabe, die sie übernommen! ohne einen einzigen Moment des ernstlichen Wollens, auf ihren Gatten zu wirken, ihn zum Guten liebevoll zu leiten; ihr Träumen von einem Glück, das ihr versagt, ihr Schweben zwischen Gefühl und Willen: das war ihre Schuld, eine schwere, furchtbare Schuld, eine Schuld, die jetzt, da sie ihren Fehltritt bekannt, durch nichts mehr zu sühnen war.

Sie hätte sich zu den Füßen des weinenden Mannes niederwerfen und ihn anflehen mögen um seine Vergebung, aber Delbruck ergriff rasch ihren Arm, zog sie in's Nebenzimmer und sagte mit Festigkeit: „Jetzt, Leonore, nimm Dich zusammen, dem Geschick, was über Dich hereinbricht, die Stirn zu bieten und zu retten, was zu retten möglich ist.“

Dann ging er rasch zu Rauscher zurück und ließ Leonore mit ihren Gedanken, mit ihrer bittern Angst, mit ihrer brennenden Reue allein. —

Ja, sie bereute! in dieser einsamen Stunde voll heißer Schmerzen bereute die unglückliche Frau. Gewissensbisse! wie oft hatte sie ihre Pein empfunden,

aber die Seligkeit der Reue war ihr versagt geblieben. Jetzt! jetzt empfand sie dieselbe, sie wußte und fühlte, daß ihr Leben, wenn sie es noch einmal zu durchleben hätte, ein anderes werden müßte, daß, ihre Ehe einen andern Character annehmen würde, daß sie die Stellung, die die Gattin nach Gottes Willen dem Gatten gegenüber einnehmen soll, besser erkennen und treulicher ausfüllen würde. Sie erkannte, daß das Hintreiben in dem Meere unklarer Gefühle nicht die Bestimmung des Weibes sei, daß die Ehe den Zweck habe, alle ihre Seelenkräfte in Thätigkeit zu setzen, alles Gute, Große und Schöne in ihr zu entwickeln, und daß dieser Zweck meistens in einer Ehe ohne Liebe mehr noch gefördert wird, als in solcher, die leidenschaftliche Neigung schloß. Sie erkannte, daß sie weder gegen ihren Gatten, noch gegen den heiß geliebten Mann gethan hatte, was zu thun Recht und Pflicht gewesen wäre. —

Das Glück der Liebe ist wie jedes andere Glück des Menschen, vom Rechtsgefühl bedingt und durch Kraft zu erstreben. Welche Kraft hatte sie jemals angewendet, um ihr Liebesglück mit ihrem Rechtsgefühl in Einklang zu bringen? Hatte sie auch nur den Versuch gemacht, sich Selbstständigkeit zu erringen, um ihrem abwesenden Geliebten ihre Freiheit zu

bewahren? hatte sie auch nur Einen Schritt gethan, um zu erwerben, was sie so heiß ersehnt? — Den Kopf in die Hand gestützt und von tausend Gedanken, die wild durch ihr Hirn jagten, bestürmt, ward ihr klar, daß sie des süßen Glückes der Liebe nicht werth sei, weil sie nie für dasselbe gekämpft, und daß sie das erhabene Glück, welches im Bewußtsein der eigenen Kraft und Würde besteht, schwach und leichtsinnig in augenblicklicher Gefühlsaufregung von sich geworfen hatte. Ein Gefühl unsäglichen Jammers erfüllte ihre Seele, sie kam sich vor wie das vom Baume gerissene Blatt, das der Sturm in den Abgrund weht, und der Gedanke an ihre Kinder verursachte ihr einen Schmerz, der wie eine Feuerflamme in ihrer Seele brannte.

Wie lange sie so gesessen — sie wußte es nicht. Sie hörte Delbrucks scharfe Stimme bisweilen in abgebrochenen Lauten, dann wieder war ihr's, als vernehme sie ein lautes Schluchzen und dann das rohe Schreien ihres Mannes; aber alle diese Laute wehten nur so an ihr vorbei, wie der Wind über einen Bach weht, der, von dichtem Gebüsch und rauhen Felsen umgeben, über Steine und Trümmer fluthet. —

Es war Abend geworden, ohne daß sie es

bemerkt hätte, ja sie hörte es nicht, als die Thür sich öffnete und Delbruck zu ihr eintrat.

„Bist Du hier, Kind," sagte er und sie fuhr bei dem bekannten scharfen Ton empor und vermochte kaum zu antworten.

„Es ist hier eiskalt und Du bist heiser," meinte der Justizrath, „komm' in Dein Stübchen, Leonore, ich glaube Deine Angelegenheiten gut und zu Deiner Zufriedenheit geordnet zu haben."

Sie folgte ihm willenlos und schweigend.

In ihrem Stübchen brannte hell und traulich die Lampe. Der Ofen hauchte eine weiche Wärme aus, der kleine Raum hatte etwas Heimliches, Gemüthliches, das Leonore mit dem ganzen Schmerz des Abschieds berührte, denn wohl fühlte sie, daß von einem längeren Zusammenleben zwischen ihr und Rauscher nicht mehr die Rede sein könne.

Und da standen die Bettchen ihrer Kinder, von der weißen Gardine ihres Bettes wie von einem mütterlichen Flügel verdeckt. O ihre Kinder, ihre Kinder! — wie wenig sie sich auch des Mutterglücks werth fühlte, so wußte sie doch, daß das Mutterherz ihnen kein anderes Wesen auf Erden ersetzen könne.

Delbruck rollte ruhig den Lehnstuhl an den

Ofen, schob ein weiches Fußkissen vor denselben und sagte dann:

„Setz' Dich und hör' mich an, Leonore."

Sie blickte zu ihm auf. Es mußte etwas namenlos Schmerzliches in diesem Blick gelegen haben, denn Delbruck wandte sich ab und eine Thräne netzte seine Wimper, ein Gast, der diesem Auge wohl seit den Kinderjahren fremd gewesen.

„Ich habe mit Deinem Mann ernstlich und vernünftig verhandelt, und ich glaube, Leonore, Du wirst Grund haben, mit allem, was verabredet, zufrieden zu sein. — Sieh' nicht so ganz zerbrochen und jammervoll aus, armes Weib — es ist in der Welt nichts so schlimm, daß nicht vernünftige Menschen sich darein sollten finden und fügen können. Zusammen bleiben könnt' Ihr nach Deinem — dummen Geständniß nicht mehr, das ist nicht zu bestreiten. Es ist nicht möglich die Verzeihung eines Menschen von Rauschers Character zu ertragen. Eine Ehescheidung würde Dich zum schuldigen Theil machen. Kandern, der Dir von Gott und Rechtswegen jetzt zur Seite stehen müßte, ist beim Teufel oder bei den Antipoden, was mir auch übrigens ganz Recht ist, denn Leonore, eine Heirath nach dem Eclat einer Scheidung ist für einen Mann wie Kandern ein Opfer, und ich

glaube für eine Frau wie Du schwerlich ein Glück. Zu dem ist da die alte Baronin, die Himmel und Erde in Bewegung setzen würde, um so etwas zu hintertreiben. So ist denn gewisses Laviren das Einzige und Beste, was uns hier bleibt. Ich habe Deinem Mann ein Commissorium angeboten, das ihn ziemlich ein Vierteljahr in Königsberg, Braunsberg und Heilsberg festhalten wird, und er hat das angenommen und reist noch in dieser Stunde ab, mit dem Justizdirector kann und werde ich das aplaniren. So hast Du ein Vierteljahr frei, wo Du mit Deinen Kindern hier bleibst, unterdeß kommt der Frühling und Du gehst in Gemeinschaft mit Friederike und Deinen Kindern zur Herstellung Deiner Gesundheit auf's Land. So vergeht — ein Jahr, unterdeß kannst Du, kann Rauscher alles Nöthige für eine Scheidung einleiten, Kandern kann zurückkehren, der Himmel kann einfallen, was weiß ich, jedenfalls aber kann etwas geschehen, wodurch Dein Schicksal und das Deiner Kinder festgestellt wird. — Du bist blutarm, ohne Eltern, ohne Kenntnisse und Kräfte, Dir selbst durch die Welt zu helfen, folglich leider ganz abhängig von Deinem Mann, auf dessen Großmuth eben nicht viel zu bauen ist. Ich — nun Leonore — ich möchte Dich gern in mein Haus nehmen, wen

Du aber geschieden und für den schuldigen Theil erkannt wirst, — so kann ich's nicht meiner Frau wegen, die ja nun einmal mit dem ganzen Mehlbrei von Tugend und Sittsamkeit aufgepäggelt ist. Zu dem, laß mich ehrlich sein, Lorchen, ich — ich habe ein Gefühl, eine Theilnahme, ein Interesse für Dich, das — einen alten Sünder wie ich nun einmal bin — leicht in unbewachter Stunde zu einer Handlung, einem Wort verleiten möchte, die ich selbst hernach als eine Infamie verdammen müßte. Ich habe einmal wie ein Schurke gegen Dich gehandelt — ich möchte das jetzt, da Du in Noth und Elend bist, gut machen — ich bin Dein Freund, armes Weib, und ich will wie ein Freund an Dir handeln."

Er schwieg und reichte ihr die Hand hin. Sie gab ihm die ihrige und ein Strom von Thränen stürzte über ihre bleichen Wangen und schaffte der gepreßten Brust die erste Erleichterung.

„Gute Nacht, Leonore," sagte Delbruck, indem er aufstand, „überlege Dir alles, was ich gesagt habe wohl. Rauscher siehst Du nicht wieder, ich habe ihn fort spedirt zu einem Geschäft, das ich hätte heute verrichten sollen und um Mitternacht reist er mit der Schnellpost nach Königsberg, seine nothwendigsten Sachen habe ich auch bereits gepackt, das

Andere wirst Du ihm später durch meine Vermittlung nachschicken."

Er ging. Eine Viertelstunde darauf brachte ein Dienstmädchen in einem Wagen die schlaftrunkenen Kinder.

Leonore entkleidete sie mit bebenden Händen und ließ den Thränen freien Lauf, die warm aus ihrem Herzen auf die Locken der Theuern stürzten.

Kein Schlaf kam in ihre Augen. Sie hörte den Sturm um die Fenster toben und dachte Rauschers, der, durch ihren Fehltritt von eigenem Herde verjagt, jetzt in der Postkutsche allen Einflüssen der rauhen Winternacht ausgesetzt, den Schritt bereute, der ihn zum Gatten eines pflichtlosen Weibes gemacht. — Sie dachte an Siegmund, der vielleicht von den tobenden Wellen des Meeres dem Abgrund entgegengeschleudert in ihr die Ursache seines Todes erkannte. Sie dachte an ihren Vater, der sich von ihr getrennt, um ihr junges Herz vor Leidenschaft und Versuchung zu bewahren; an ihre Mutter, die Kraft genug gehabt, der Liebe jede Rücksicht zu opfern; sie dachte an ihre Kinder, die ihr gleichsam von Rauschers Großmuth auf einige Zeit noch geliehen waren, und sie dachte an den letzten, sichern Zufluchtsort des Elends — an das Grab. O sterben!

sterben! auch dann noch, wenn der Tod kein Uebergang zu einem bessern Dasein, wenn er nur ein Zerstäuben in Nichts wäre!

Achtundvierzigstes Capitel.

Als der Tag zu grauen begann, verließ die unglückliche Frau ihr glühendes Lager, trat an's Fenster und blickte hinaus in den kleinen öden Hof. — Ein Wunder hatte sich hier ereignet, eines jener Wunder, die nur der Leidende, nur der, welcher die Prüfungsstunden seines Lebens durchmacht, als sichtbare Einwirkungen einer liebevollen Vorsicht auf sein eigenes Leben erkennt.

Der Sturm der Nacht hatte die Wolken vertrieben und der Winterhimmel hing, nur von einem feinen Nebelduft verschleiert, in seiner höchsten Herrlichkeit über der Erde; aus diesem Nebel entwickelte sich aber in leiser unsichtbarer Geschäftigkeit an jedem Nagel, jedem Faden im Hofe, an jeder Latte, jedem Zaunbrett die Silberblüthe des Reifes.

Leonore blickte in dem immer lichter werdenden Morgenscheine hinaus auf dieß zarte Schaffen der Natur. Welch' ein Unterschied zwischen dem Heute

und Gestern! Tod und Grauen der Himmel, die Erde eine Wüste gestern — und jetzt dieß lebendige Leben, dieß glänzende Licht, dieser zarte Duft, der alles, auch das Geringste, mit einem Verklärungshauche schmückt.

Auch das Heute ihres eigenen Lebens, wie verschieden war es vom Gestern!

Sie war noch im Besitze ihrer Kinder, durfte für sie wirken und sorgen, und hatte nicht nöthig zu erbeben bei jedem Fußtritt, in der Furcht den beleidigten Gatten erscheinen zu sehen.

Sie war allein! sie durfte nicht mehr lügen und heucheln in jeder Miene, sie konnte weinen, durfte beten, sie wollte arbeiten für ihre Kleinen.

Der erste Strahl der eben den Himmelsrand berührenden Sonne warf rothes Gold auf den weißen Schnee, prächtig funkelten die zarten Reifnadeln, Sperlinge und Goldammern hüpften über den Hof und suchten zwitschernd verstreute Bröckchen auf der Schneefläche. „Mama," sagte der kleine Siegmund, sein Lockenköpfchen vom weißen Kissen erhebend, „liebe Mama, nun beten, anziehen und spielen; es ist wieder eine Nacht weniger, bis der heilige Christ kommt."

Sie ging an das Bett des Knaben, half ihm beim Ankleiden und hörte auf sein heiteres Geschwätz.

und beantwortete es. Der Tag war bitter kalt, sie packte Rauschers Kleider und Sachen und sorgte, daß dem Abwesenden nichts fehlen möge. Ihr Herz hob sich in Theilnahme und Mitleid für ihn, den sie vom häuslichen Herde vertrieben, und sie betete und wie betete sie aus tiefstem Grunde der Seele, daß er so wenig als möglich zu leiden habe durch ihr Verbrechen, daß es sein Herz nicht allzuschwer treffe, daß ihm die Trennung von ihr nicht nachhaltigen Schmerz verursache.

Am Vormittage kam schon Delbruck zu ihr.

„Nun, Lorchen," sagte er mit einer Herzlichkeit, welche die arme junge Frau tief ergriff, „Zeit gewonnen, Alles gewonnen. Du mußt jetzt über Deine Zukunft nachdenken und über dieselbe Beschlüsse fassen. Willst Du, daß ich an Kandern schreibe? der Brief trifft ihn schon irgend wo in der Welt, und ihm sage, daß Du zu einer Ehescheidung entschlossen bist? Es ist mehr als wahrscheinlich, daß er dann zurückkehrt und Dich beschützt, für Dich sorgt und Dich, sobald Du frei bist, heirathet."

Leonore schauderte. „O nie, nie, lieber Onkel," sagte sie schmerzlich, „zu deutlich fühle ich es in der Tiefe meines Herzens, daß Kandern mir dann ein Opfer brächte, welches ihm selbst schwer würde. Er

ist ein freier, reicher, unbescholtener, vornehmer Mann, er hat sich jetzt einen Lebensplan entworfen, in den ich nicht gehöre. Er — ach Onkel, nur ein Weib kann das, was ich meine, mir ganz nachfühlen — aber glauben Sie mir, ich weiß, daß meine Kinder für Kandern immer und ewig ein Stein des Anstoßes wären — sie würden und müßten Erinnerungen in ihm erwecken, Gedanken, die auf mich einen trüben Hauch würfen, und wenn er sich an sie gewöhnt, wenn er sie ohne Schmerz um sich dulden kann — dann bin ich ihm nicht mehr, was ich ihm sein möchte und sein muß, wenn er um meinetwillen seine Mutter — o lassen wir den Gedanken ganz fallen, Onkel."

„Ja, aber liebes Kind," entgegnete Delbruck und spielte mit der Sophaquaste und blickte zu Boden, während Leonorens Auge an ihm hing, „was wird aus Dir und den Kindern? Rauscher wird sich zu einem Geldopfer nie verstehen. Der Geldbeutel ist bei den meisten Menschen ein äußerst empfindlicher Punct — wovon willst Du, eine geschiedene Frau mit zwei Kinderchen, die nun bald Erziehung brauchen, leben?"

Leonore stand auf und ging an's Fenster. Die Sperlinge und Goldammern suchten und fanden noch

auf dem beschneiten Hof ihr Futter, sie sah es und sagte: „Gott wird für uns sorgen."

„Ah Papperlapapp!" rief Delbruck ärgerlich, „der liebe Gott hat sich um andere Dinge zu kümmern, Lorchen. Zum Leben für drei Personen, deren Bedürfnisse sich täglich vergrößern, von denen zwei mit ihrer ganzen Zukunft an Dich gewiesen sind, gehört sehr viel. Willst Du mit Deinen Kindern betteln? willst Du als galante Frau mit ihnen leben und Deine Tochter zu gleichem Handwerk erziehen? willst Du auf's Theater gehen, oder denkst Du mit Nähen und Stricken drei Menschen zu ernähren?"

„Onkel," sagte Leonore, „ich weiß, daß das Alles nicht angeht; aber sehen Sie, ich denke, ich will irgendwo in eine recht stille Gegend auf's Land ziehen, da will ich eine kleine Kathe und ein Gärtchen miethen, eine Ziege anschaffen, Hühner, Tauben, Bienen, will Blumen ziehen, das heißt Blumen in Töpfen, die ich verkaufe, und dann will ich allerlei Kleinigkeiten malen und sticken, für Laden in irgend einer großen Stadt. Ich denke, Gott, der die Vögel nährt, wird dann auch uns nicht vergessen und ich werde meine Kleinen erhalten und erziehen können."

Delbruck sah die junge Frau mit einem langen, festen Blick an.

„Eine solche Existenz ist eine Möglichkeit! aber liebes Kind, weißt Du, wie schwer die Arbeiten sind, die Du so leicht und kecklich nennst? — ein Gärtchen bestellen, Bienen, Hühner, Tauben ziehen, für einen Laden malen und sticken — ah, das klingt sehr hübsch, sehr romantisch, aber da wird die Hand, die jetzt so weich und fein in Deinem Schooß liegt, von der Arbeit hart und rauh werden — und es gehören zu allen diesen Dingen Kenntnisse, Kenntnisse mancherlei Art; ich weiß, daß Du sticken und ein Bißchen malen kannst, aber Herzens-Lorchen, damit ernährt man nicht drei Menschen.“ —

„Onkel, ich habe bei Fräulein Rauscher gelernt, mit Federvieh, mit Bienen umzugehen. Der alte Boleslav in Ragunen meinte, kein Mensch auf der Welt hätte so viel Glück mit Blumen und Gewächsen aller Art, als ich. Ich werde für meine Kinder arbeiten, Onkel Delbruck, und für meine Freiheit, für das größte, höchste aller Güter des Menschen. Gott, lieber Gott, wie ich nur davon rede, fühle ich Muth, Kraft und Gesundheit, ich fühle, indem ich mir ein stilles, fleißiges Leben mit meinen Kindern nur denke, wahrhaftiges Glück. Weißt Du, mir wird zu Muthe sein, wie einer Pflanze, die man in’s Erdreich versetzt, das zu ihrer Natur paßt. Ich werde eine Andere, eine

Bessere werden, ein Mensch, Onkel Delbruck; bis heute war ich das nicht, ich war ein Kind, ein willenloses Geschöpf, das sich vom Strom des Lebens bald durch den Windhauch seines Gefühls, bald durch die Wogen der Verhältnisse widerstandlos hintreiben ließ. Ich habe noch nichts gewollt in meinem bisherigen Leben, jetzt werde ich mein Wollen üben, ich werde in der Natur, durch die Natur ein natürliches, menschliches Leben führen."

„Halt! halt!" sagte Delbruck, „Du wirst ja völlig zum Rhetoriker, mein liebes Lorchen, aber denken und handeln ist zweierlei. — Es sind nun nur in Erwägung zu ziehen folgende Kleinigkeiten. Erstens, wo willst Du bleiben, zweitens, wie willst Du den Anfang mit Deinen Plänen machen, drittens, wann denkst Du dieß Dein neues Leben zu beginnen?"

„Onkel," entgegnete Leonore, „Sie sind mein einziger Freund auf dieser weiten Welt, der einzige Mensch, dem ich mich ganz vertrauen kann." —

„Bin ich das?" flüsterte Delbruck, sie unterbrechend, „bin ich das wirklich? Gott weiß, Kind, daß mich dieß Wort aus Deinem Munde erfreut! Ich habe schweres Unrecht gegen Dich begangen, ich habe — in gewisser Beziehung Dein ganzes Lebensglück

untergraben — aber — Gott helfe mir, Leonore, ich habe Dich geliebt! Nein! erschrick nicht, zucke nicht zusammen, es ist ein Wort, dessen Heiligkeit ich jetzt erst in meinem reifen Alter und durch Dich kennen gelernt. Gieb mir dreist die Hand, zittere nicht vor mir. Wenn ich nicht wahnsinnig werde, so werde ich nie einen Schritt thun, nie ein Wort sagen, das Dein Gefühl beleidigen könnte. Verzeih' mir die Vergangenheit, ich selbst kann sie mir nie verzeihen, und vertraue mir unbedingt, Du hast, das ist gewiß, keinen treueren Freund als mich auf Erden."

Leonore ließ ihre Hand in der seinen und sah mit dankbarem Vertrauen in seine klugen Augen. Zum Erstenmal bemerkte sie den ganz veränderten Ausdruck derselben, den gütigen Blick, der sich in ihnen geltend machte.

„O, Sie sind gut, Onkel Delbruck," sagte sie gerührt, „aber lassen Sie mich Ihnen nun von meinem Lebensplan sagen. Heute Morgens, als ich am Fenster stand, ist er in mir klar geworden. Ich dachte daran, daß ich von dem Mann, den ich so schwer beleidigt habe, doch unmöglich die Mittel meiner Subsistenz hinnehmen könne. Onkel, Sie können es nicht glauben, wie schwer es mir oft geworden ist — von

Rauscher etwas anzunehmen. Damals schon, als ich gegen ihn kein anderes Unrecht begangen, als daß ich mich an seine Art und Weise nicht gewöhnen konnte, kam es mir wie eine Niedrigkeit vor, aus seiner Hand meine Schuhe und Kleider zu empfangen, und ich denke, ich wäre eher barfuß gegangen, als daß ich ihn um ein Putzstück gebeten. Zum Glück hatte er mir eine Summe für meine Kleider bestimmt und gab sie jeden Monats Ersten, wenn auch mit manchen Bemerkungen, daß eine Frau ein theueres Möbel sei, oder ähnlichen Worten, die halb Scherz, halb Ernst waren. Jetzt würde ich lieber am Wege verhungern, als von seinem Erwerb leben. Ich stand heut' Früh und sah in den Hof, da hüpften Goldammern im Schnee und ihre Füßchen machten zierliche Linien auf der weißen, glatten Fläche, ordentliche Zeichnungen, und dabei fiel mir ein, daß Friederike mir unlängst erzählte, sie habe in einem einsamen Häuschen, das durch allerlei Zufälligkeiten in den Besitz Herrn Adelsteins gekommen, einst im Winter in ähnlicher Weise den Vögeln zugesehen. O Onkel Delbruck, die Sonne schien eben so rosig auf den Schnee, daß mir ward, als ob ihre Strahlen mir das Alles nun zutrügen, was in meinen Gedanken und Erinnerungen aufstieg. Dieß Häuschen gehört zu

dem Dorfe, das die Umgebung des Klosters der heiligen Linde bildet. Ein Paar Meilen von Rössel. Herr Adelstein nahm es in Zahlung von einem Mann, der nach Australien auswanderte — oder vielmehr, er gab dem Menschen Geld, um dorthin zu gehen und behielt das kleine Grundstück. Es war eine Handlung der Güte, denn das Häuschen steht leer seit jener Zeit. Die Feldmark, die dazu gehört, hat ein anderer Bauer in Pacht genommen. Der Garten und das kleine Wohngebäude hat der jüdische Kaufmann mit einigen Kosten in Stand setzen lassen, um ein Paar Wochen im Sommer mit seiner Familie dort zuzubringen, aber er thut es nicht, weil der Prior dort ihn beleidigt hat, und er nicht in der Nähe des bigotten und ungebildeten Mannes leben mag. Onkel, dieß Häuschen werde ich pachten. Herr David hat mich lieb, er zählt mich zu denen, die sich bei seiner Lebensrettung einst betheiligt und glaubt mir Dank schuldig zu sein. Er wird mir klugen Rath geben, wird mich nicht übertheuern, wird mir Gelegenheit schaffen, meine Arbeiten zu verkaufen und Friederike wird für mich die Unterhandlungen einleiten." —

Delbruck ging langsam im Zimmer auf und ab. „Die Idee ist so übel nicht," sagte er, sich die Hände reibend. „Leyser David ist ein honetter Mann. Der

Ort einsam und still, die Gegend lieblich, und Gelegenheit, die Erzeugnisse Deiner Arbeit zu verwerthen, kann Dir dort auch ziemlich leicht werden, denn die heilige Linde liegt mehreren kleinen Städten, Rössel, Rastenburg, Schippenbeil u. a. ziemlich nahe und auch nur wenige Meilen von Königsberg." Dann setzte er sich von Neuem zu ihr, sah sie freundlich an, streichelte ihren seidigen Scheitel und nahm ihre Hand in die seine. „Aber wird diese Hand auch arbeiten können? arbeiten für's tägliche Brod, Lorchen? Es ist nichts Leichtes um die tägliche, stündlich wiederkehrende Arbeit."

„Onkel," sagte sie sanft, „ich werde Kraft zur Arbeit haben, ich fühle das in meiner Seele. Ich habe keine Neigung zum Müßiggang, ich bin eigentlich eine thätige Natur, und habe fast immer und überall anhaltend und ernstlich gearbeitet. Aus einer Art von Instinct, möchte ich sagen, mochte ich gern lernen, gern meine Hände, meine Kräfte üben, ich liebte etwas zu sehen, das ich angefertigt."

„Wie viele Stunden habe ich mit mühsamen Spielereien zugebracht, mit Handarbeiten so fein als nutzlos, deren unsägliche Mühsamkeit man ihnen nicht ansehen kann. Sieh' meine weißen Stickereien mit allerlei künstlichem Durchbruch, sieh' meine Strümpfe,

weite handbreite Borten, meine geknüppelten, filirten, gestrickten, gehäkelten Spitzen. Es waren Arbeiten — eben um die Zeit zu füllen, aber sie übten meine Hände und gaben mir Ausdauer; ich weiß, Onkel Delbruck, daß ich Geduld und Muth haben werde."

„In Gottes Namen denn!" entgegnete heiter der Justizrath — „machen wir uns baldmöglichst an's Werk. Des Weibes Abhängigkeit von einem ungeliebten Gatten besteht bloß durch ihre Unfähigkeit, sich das tägliche Brod zu erwerben; kannst Du das, Leonore, so bist Du frei."

„Ich bin es," sagte die junge bleiche Frau und erhob ihr Haupt mit einem hellen dankbaren Blick zum Himmel, „und hier, Onkel, hier" — sie legte aus einem Schubfach eine Menge ausnehmend schöner ganz neuer weißer Stickereien auf den Tisch, „diese Dinge, die ich früher arbeitete um mich allenfalls einmal damit zu putzen, können jetzt gleich verkauft werden, sie haben ihren Werth, das weiß ich, denn sie sind von besonders feiner Arbeit. Mindestens zwanzig Reichsthaler giebt mir ein Zwischenhändler dafür und das ist das erste Geld für meine und der Kinder Bedürfnisse. Mit dem, was ich von Rauschers Haushaltungsgelde habe, werde ich das Dienstmädchen ablohnen, denn ich brauche es für mich und die

Kinder nicht. Ich werde mich auf ein Stübchen beschränken und die Nahrung, die ich und die Kleinen bedürfen, ist auch nicht zu kostbar; nur frei, frei will ich sein, und durch eigene Kraft bestehen."

Der Justizrath griff die Angelegenheiten seiner jungen Verwandten mit eben so viel Zartheit als Umsicht an. — Er wußte in Tilsit unter der Hand das Gerücht zu verbreiten, daß Leonore eine Zeitlang ihrer Kränklichkeit wegen von ihrem Gatten getrennt und in ländlicher Stille leben müsse und da Jedermann das bei ihren schweren Leiden in der letzten Zeit für wahrscheinlich hielt, so ersparte er ihr das Aufsehen, welches die Trennung einer Ehe sonst in einer Mittelstadt stets erregt.

Rauscher war in Königsberg und dorthin schrieb ihm Leonore, nachdem sie sich zwei Tage gesammelt hatte:

„Ich habe Dich nach meinem tief innersten Gefühl wegen nichts um Verzeihung zu bitten, als wegen des Leichtsinnes und der Feigheit, die mich, das unerfahrene kindische Mädchen, in eine Verheirathung mit einem Mann willigen ließen, vor dem ich mich fürchtete, den ich gar nicht kannte und dessen Anforderungen an seine Gattin ich nie befriedigen konnte. —

„Kannst Du mir dieß vergeben, lieber Rauscher, so werde ich, so lange ich lebe, nicht aufhören Dich

zu segnen und für Dich zu beten, weil Du mir großmüthig die Nähe meiner Kinder gönnst. Ich liebte Dich nicht, Rauscher, in diesen wenigen Worten ist alles enthalten, was mein und Dein Leben getrübt hat. Ich trenne mich von Dir, weil ich mit Scham auf der Stirn nicht unter Deine Augen treten, weil ich Dich nicht betrügen kann. Wenn wir uns aber auch nicht sehen, wenigstens nicht täglich sehen, so verbindet uns doch ein Band, das keine menschliche Macht lösen kann, läge auch der Erdball zwischen mir und Dir, so bleiben meine Kinder ja die Deinen, und wenn sie mich anlächeln, so muß ich Deiner gedenken, muß Schmerz fühlen in der Erinnerung an mein Unrecht gegen Dich, das auch ein Unrecht gegen sie ist. Lieber Rauscher, ich werde sie erziehen in Liebe und Achtung vor dem abwesenden Vater, ich werde sie lehren Dich zu lieben, und wenn der Knabe zu seinem Eintritt in's Leben der väterlichen Unterstützung bedarf, werde ich ihn Deinen Händen voll Vertrauen überliefern.

‚Alle Worte, die ich hier niederschreibe, kommen mir so kalt, so eisern vor, ich möchte Dir zum Abschiede, ach so sehr gern mein Herz zeigen, Dich trösten und aufrichten; aber ich kann es nicht, mein Herz ist, wenn ich daran gedenke, wie durch eine

Bleilast gedrückt, das ist das Gefühl der Schuld. Gott halte es stets von Deiner Seele fern, gebe Dir Gesundheit und Frieden. Vielleicht findest Du über kurz oder lang eine andere Frau, die Dir meinen Platz ersetzt und Dich glücklicher macht als ich es that, dann wollen wir die gerichtlichen Schritte zu unserer Trennung thun, dieser Eclat hat dann einen Zweck; für jetzt wünsche ich — wenn Du nicht dagegen bist, daß unsere Ehe vor der Welt fortbestehe, der Kinder wegen, der Menschen wegen. Verzeih' mir, daß ich Dir nicht mehr schreibe, daß das, was ich schreibe, nicht liebreicher, nicht reuevoller klingt, ich kann nicht anders. Glaube mir, daß die Kälte, die sich äußerlich in diesen Zeilen zeigt, nur ein nothwendiger Damm ist für den brennend heißen Schmerz, mit dem ich an Dich und die Vergangenheit denke. Alle Monat wirst Du durch Onkel Delbruck Nachricht vom Leben und Befinden unserer Kinder bekommen. Der liebe Gott beschütze und segne Dich! Leonore.'

Sie hatte diesen Brief nicht hintereinander schreiben können. Die Zeilen waren einzeln in verschiedenen Zeitabschnitten aufgesetzt. Thränen hatte sie dabei keine gehabt, aber ein Gefühl, als drücke eine eiskalte Hand ihr das Herz in der Brust zusammen. Rauscher antwortete ihr gar nicht, an Delbruck schrieb

er in ganz juridisch geschäftsmäßiger Weise, daß er seinen Kindern monatlich zehn Reichsthaler geben wolle, und sie Leonoren zu lassen gesonnen sei, bis sie Erziehung brauchten. Von dem Gelde, das Leonore zu ihrer Hochzeit von der Baronin Kandern empfangen, erwähnte er gar nichts, doch sagte er, sie möge sich die nothwendigsten, ihr passenden Möbel, Wäsche und Geräthe aus ihrer gemeinsamen Einrichtung nehmen und das Zurückbleibende möge Delbruck inventiren, so daß er, Rauscher, gelegentlich darüber nach Belieben disponiren könne.

Delbruck sagte von dem Geldanerbieten Leonoren nichts, er wußte, sie würde es ausschlagen und das wollte er nicht; er nahm sich vor, die kleine Summe zu einem Nothpfennig für Mutter und Kinder zu sammeln.

Unter mancherlei Beschäftigungen für ihre Zukunft verstrich für Leonore die Zeit. Am Christabende kehrte Friederike von Kanderischken zurück, der alte Boleslav begleitete sie, um Leonoren noch einmal zu sehen.

Es war ein Vormittag nach Ankunft der Post, als die Beiden in das stille Stübchen der Einsamen traten und Friederike schloß ihre jüngere Freundin mit wahrhafter Mutterzärtlichkeit an ihr Herz.

Auch der alte Pole zeigte ihr so viel Theilnahme und Anhänglichkeit, daß sie Muth bekam, in seiner Gegenwart von ihren Angelegenheiten und Plänen zu sprechen.

„Das ist schön, das ist sehr gut," sagte er, als er von ihrer Absicht, einen Garten zu bebauen, hörte. „Glauben Sie dem alten Boleslaw, Panna Leonora, die Natur verläßt keinen, der sich zu ihr wendet. Wer die Erde bebaut, dem giebt sie Nahrung; wer die Thiere pflegt, dem helfen sie, wie ein Freund dem andern hilft; lernen Sie nur behandeln den mütterlichen Erdenschooß, lernen Sie nur kennen die Bedürfnisse und Wünsche der Thiere. Gott der Allmächtige ließ den kleinen Erdenstern entstehen, ein Schaumbläschen im Ocean des Alls, und gab ihn den Geschöpfen, die darauf leben, daß sie ihn alle Tage schöner und vollkommener machen. Ah glauben Sie mir! wer ein Blumenbeet anlegt auf einem wüsten Fleck, der hat ein eben so schönes Kunstwerk geschaffen, als der Musicus, der Töne hervorbringt, die in der Luft verklingen, wohl auch ein besseres. Wer ein Feld urbar macht, daß es Frucht trägt, die Menschen und Thiere ernährt, hat der Welt einen größern Dienst geleistet, als der eine Schlacht gewann. Ah, Panna Leonora, Sie sind gerade die

Frau zu leben mit Gottes Schöpfung und sie zu verschönern, Thier und Blume hat Sie lieb und diese Geschöpfe des Herrn wissen, wen sie lieben."

Abends half der Greis den beiden Frauen den Christbaum schmücken, auch Delbruck fand sich dazu ein, die Taschen voll Spielkram und Naschwerk.

Leonore hatte an den früheren Christabenden, die sie für ihre Kleinen aufgebaut, viele unangenehme Empfindungen in sich niederdrücken müssen. Rauscher gab so ungern, sprach so viel über die kleinen Summen, die er für die bloße Freude der Kinder verwendete, und war so kleinlich eigensinnig bei dem Aufstellen der Sächelchen, daß Leonore noch keine Christbescheerung in ihrer Häuslichkeit ohne schmerzliche Seelenaufregungen gehabt hatte. Heute war der Christabend — wie gering auch die Gaben sein mochten, die die junge Mutter herbeigeschafft — für sie ein eben so großes Freudenfest als für die seligen Kinder. Fröhlich und eifrig trug sie herbei, was sie gearbeitet oder besorgt hatte, und während sie in Gemeinschaft mit Delbruck die Lichtchen des Baumes anzündete, zitterten ihre Hände, glänzten ihre Augen vor Freude. Erst als Siegmund zu ihr kam und sie mit seinen hellen Augen anblickend, fragte: „Mama, wo ist aber Papa, hat dem der heilige Christ nichts gebracht?"

fühlte sie wieder den stechenden Schmerz ihrer plötzlich erwachenden Erinnerungen.

Delbruck beschwichtigte den Knaben auf die beste Weise, indem er ihm sagte, daß der Vater, von Geschäften abgehalten, ihm für längere Zeit fern bleiben würde, aber dem Onkel Delbruck aufgetragen habe, darauf zu achten, daß Siegmund und Anna recht gehorsam und artig sein sollten.

Seiner Frau hatte Delbruck über Leonorens Verhältnisse gesagt, was er für ihre Fassungskraft für passend hielt und namentlich auch, daß der Zustand der armen Kränkelnden ein stilles Leben ohne Aerger und Aufregung dringend nothwendig mache. Tante Selma, die in ihrem einfachen Herzen von den Verirrungen der Leidenschaft keine Vorstellung hatte, gehörte zu den glücklichen Frauen, welche der Meinung sind, daß eheliche Untreue eines Weibes mindestens durch den Flammentod bestraft werden müßte. — Sie war die letzte Person, welcher man Verhältnisse, wie die der armen Leonore, hätte anvertrauen können; aber der kränkelnden Tochter ihrer Schwester war sie eine treue theilnehmende Pflegerin und sie half gar eifrig für die Zukunft derselben sorgen.

Der alte Pole hatte vor seiner Abreise noch verschiedene Rathschläge und Vorschriften gegeben für

die Zucht von allerlei Blumen und Gewächsen und hatte es Leonoren besonders auf die Seele gebunden, sich einen ordentlichen Knecht zu miethen, der ihr bei den schwereren Geschäften an die Hand gehen könne.

Friederike hatte an Herrn Adelstein geschrieben und ihn um die Verpachtung des kleinen Häuschens ersucht, und freudig hatte dieser zugesagt und so billige Bedingungen gestellt, daß Leonore wohl der Hoffnung leben konnte, dort getrennt von der Welt für die Bedürfnisse ihrer Kinder sorgen zu können.

Friederike hatte sich erboten, das Leben Leonorens zu theilen. Sie wußte nur zu wohl, daß ihr abwesender Bruder ihr dankbar sein würde für jeden Dienst, den sie der Verlassenen leistete. Aber die Liebe zu Siegmund war nicht das einzige Band, was diese beiden Frauenherzen aneinander knüpfte. Sie vereinigten sich auch noch in der Liebe zu dem dahingeschiedenen Vater Leonorens, und Friederike betrachtete die beiden lieblichen Kinder sehr bald als ihr eben so gut wie Leonoren gehörig und fühlte für sie eine heilige tiefe Mutterliebe.

Unter mannigfachen Arbeiten und Anstrengungen verging der Winter für beide Frauen. Delbruck führte die Correspondenz mit Rauscher und ordnete mit

großer Klugheit die äußeren Verhältnisse Leonorens. Tante Selma hatte verschiedene Dauerspeisen besorgt, die in die ländliche Einsamkeit mitgenommen werden sollten. Friederike kaufte einen schönen Flügel; der alte Boleslav schickte Sämereien mancherlei Art, einen großen Pflanzencatalog von seiner eigenen Hand geschrieben und versehen mit trefflichen, obgleich im seltsamsten Deutsch construirten Rathschlägen, für die Pflege und Abwartung jeder Gattung, versprach zur gehörigen Zeit Erdbeerenausläufer, Himbeer-, Stachelbeer- und Johannisbeer-Sträucher zu senden und benachrichtigte Leonoren, daß er verschiedenes Gartengeräth von bester Qualität und äußerst practischer Construction an Herrn Adelstein nach Rössel gesendet habe, so daß die jungen Colonistinnen es bereits an ihrem Wohnorte vorfinden würden. Die Kinder wuchsen trotz des kalten Winters fröhlich und wurden mit jedem Tage munterer, klüger und blühender, und die Winde Gottes kamen im März und trieben das Eis weg von den Fluthen der Ströme. Der lachende Sonnenschein löste die starre winterliche Rinde vom Busen der Natur. Die röthlichen und grauen Kätzchen der Eschen und Pappeln wehten lustig im Frühlingswinde an den braunen Zweigen. Die Störche kamen zurück aus Egyptenland und besahen sich

ihre Nester im alten Ostpreußen und eines davon stand auch auf dem kleinen Häuschen in der heiligen Linde. Auf dem Dach und unter dem Dach desselben war lebendiges Leben; denn mit dem Storche zugleich war Leonore eingezogen.

Neunundvierzigstes Capitel.

Es war ein rauher März. Der Sturm brauste in dem Föhrenwalde, der das Kloster „heilige Linde" von der ganzen übrigen Welt abschneidet. Der kleine See, in dessen Fluthen sich die ehrwürdigen gothischen Zinnen desselben, wenn die Sonne hell scheint, so gern spiegeln, warf trübe schäumende Wellen.

Leonorens Häuschen, das dem Kloster gegenüber an seinen Ufern liegt, kaum tausend Schritt von demselben entfernt, schien in den wilden Wellen zu schaudern, der Storch aber ließ sich dasselbe nicht anfechten, stand auf einem Bein neben seinem Neste auf dem Dach und erwartete klappernd seine Gefährtin, die eben mit der stetigen Bewegung eines Kriegsschiffs durch die dunkeln Wolken heran segelte.

Die hölzerne Verandah, welche das kleine Gebäude umgab, machte an diesem trüben Tage das

Zimmer noch dunkler, in dem Leonore saß. Sie hatte den Tisch an das Fenster gerückt und zeichnete mit großem Eifer.

Sie zeichnete die Landschaft, die sie aus ihrem Fenster sehen konnte, den wogenden See, das gothische Klostergebäude und den Föhrenwald, dessen Baumstämme sich nach allen Seiten zum Kloster hinbeugen, weil sie, wie die Legende sagt, tiefe Ehrfurcht haben vor der heiligen Muttergottes von der Linde. Friederike saß indeß am Clavier und unterrichtete den kleinen Siegmund, der ein auffallendes Talent für Musik zu zeigen begann, seit er Tante Friedchen häufig musiciren gehört.

Die kleine Anna aber saß am Ofen vor ihrem Puppenschränkchen und sang ihr kleinstes Zuckerkindchen mit leisem Summen in den Schlaf.

Das hell getünchte Stübchen mit dem braunen Ofen und dem einfachen Kamin, geschmückt mit den sauber gehaltenen Möbeln, sah eigenthümlich und sehr behaglich aus, und auf Leonorens Zügen lag stiller Ernst, aber kein Kummer.

Siegmunds Lection war bald beendet. Er sprang fröhlich aus dem Zimmer, nach seinen Reusen zu sehen, die er unter Anleitung des Knechtes, den Herr Adelstein für die Familie gemiethet, mit großem Vergnügen

gelegt hatte. Der Knabe erfüllte die Luft mit seinem Jubelgeschrei, als der alte Kropowitzky ihm die beiden großen Aale zeigte, die er gefangen. — Dieser Knecht, ein Pole von Geburt und der deutschen Sprache nur wenig mächtig, war für die kleine Wirthschaft vom Augenblicke seines Eintritts ab ein wahrer Schatz gewesen. — Er fischte täglich, verstand mit der Kuh umzugehen, die unter seiner Behandlung gutmüthig und zuthätig wie ein Hund wurde und dem Knaben gern gestattete, sich auf ihren breiten braunen Rücken zu setzen. Er war ein Wetterprophet, wie es nur immer ein polnischer Bauer sein kann, und hatte mehrere Stunden vor dem plötzlichen Eintreten des jetzigen rauhen Wetters die jungen keimenden Bohnen mit Matten und Stroh bedeckt und Fenster über die Frühbeete gelegt, in denen man in diesem Jahr nur Gemüsepflanzen zog. Neben diesen Eigenschaften hatte er noch eine Vorliebe für die Herrschaft, der er erst so kurze Zeit diente, welche ganz den Character treuester Familienanhänglichkeit zeigte. Zu dem verstand er alle möglichen Kunststücke, die die Kinder gar sehr belustigten und die sie von ihm abzulernen suchten. Er machte aus Weidenrinden und Rohr prächtige Pfeifen für Siegmund, flochte aus Binsen Körbchen für Anna, machte aus

Eichelnäpfchen Töpfe und Schaalen in die Puppenwirthschaft der Kleinen, Mäuschen aus Apfelkernen und vertröstete die Kinder, die täglich etwas Neues sehen wollten, auf den Sommer, wo man gar schöne Dinge aus Butterblumen, Kornblumen, Mohnkannen und weißen und gelben Mummeln machen könne.

Ja, das war ein guter Alter! Siegmunds ganze Seele hing auch an ihm, er hatte den langen polnischen Namen gekürzt und für seine deutsche Zunge mundrecht gemacht und nannte ihn Witzchen, und Witzchen war bald dem ganzen kleinen Familienkreise geläufiger als Kropowitzky. — Der ziemlich große Garten am Hause war mit seiner Hilfe bereits in Ordnung gebracht. An einer sehr sonnigen Stelle, dicht an der Hauswand, standen Radieschen, die schon genießbar waren. Salatpflanzen in verschiedenen Größen umstanden in abgemessenen Entfernungen mehrere Beete. Die gesäeten Zwiebelchen streckten ihr zusammengebrochenes grünes Schäftchen aus der braunen Erde. Jedes Stellchen des vorhandenen Bodens war benutzt und versprach dankbar zu sein.

Als der Abend dunkelte, ging Leonore noch einmal in Witzchens Begleitung zu den keimenden Gewächsen, und dann machte sie im Stübchen Kaminfeuer,

und kochte bei der lustigen Flamme Milch, und schnitt für Alle weiße Brodschnittchen zum Abendessen.

Es war ihr hauptsächlichster Wirthschaftsgrundsatz, so wenig als möglich Dinge zu brauchen, die sie für baares Geld einkaufen mußte. Sie hatte einen Vorrath von Weizen- und Roggenmehl angeschafft, der, wie sie berechnet, bis zur Ernte auslangen würde. Sie hatte gebackenes Obst und mancherlei eingemachte Früchte und Gemüse noch aus ihrer früheren größeren Haushaltung. Ihre Hühner und Enten legten fleißig Eier, und vier Gänse führten bereits sechszig gelbflaumige Gißelchen, auf die Wellen des Sees und lehrten die Kleinen die edle Kunst des Schwimmens, während eine Henne mit gesträubten Federn am Ufer auf und ab lief und ihre eigenwilligen Stiefkinder, vierzehn junge Enten, vergebens von einer Lebensweise abzuhalten suchte, die ihrer eigenen Natur so ganz entgegen war.

Leonore besaß nur noch sehr wenig Geld, aber sie brauchte auch nur sehr wenig, und konnte hoffen, im künftigen Jahr außer dem Lohn für den Knecht und eine junge lustige Magd und dem Pachtzins für ihr Häuschen, Garten und ein Stück Feld, durchaus gar kein Geld nöthig zu haben, wenn sie Alle gesund blieben. —

Schon jetzt hatte sie von gesammeltem Gespinnst aus ihrer früheren Wirthschaft ein hübsches Gewebe aufgesetzt, und von den sechszig Ellen Leinwand, die die flinke und geschickte Magd liefern mußte, dachte Leonore die ganze Kleidung, welche ihre Kinder im Sommer brauchen würden, anzufertigen; denn sie wollte einen Theil derselben in Rössel drucken lassen. Wie fröhlich war sie gewesen, als sie das Aufsetzen des Gewebes beendet, wie herzlich hatte sie Gott gedankt, der ihr Gelegenheit gegeben, sich diese kleine Fertigkeit anzueignen.

Ihre Zeichnungen, von denen sie jetzt schon fünf fertig gebracht, verschiedene Ansichten ihres jetzigen Wohnortes darstellend, hatte sie bereits zu verwehrten Gelegenheit gehabt. Herr David Abelstein, der mit der Taufe keineswegs seinen jüdischen Speculationsgeist und die seiner Nation angeborene Umsicht verloren, hatte ihr gerathen, diese Blätter einem bekannten Königsberger lithographischen Institut anzubieten, und es war ihr für sechs derselben die annehmbare Summe von achtundvierzig Reichsthalern geboten worden. Doch sollten alle sechs von gleicher Größe sein, um als Lithographieen ein Werk über Ostpreußen zu verschönern. Das war ein guter Anfang, und Leonore arbeitete mit Lust und eisernem Fleiß.

Onkel Delbruck schrieb bisweilen, seine Briefe waren herzlich, und er verkündete für den Spätsommer seinen Besuch. Auch Tante Selma hatte geschrieben, und Leonoren ein halbes Dutzend Strümpfchen für Siegmund geschickt. —

Mit jeder Stunde gewöhnten Leonore und Friederike sich mehr aneinander. Die tiefe Liebe, welche die letztere an Leonorens Vater knüpfte, erfüllte das Herz Leonorens mit Vertrauen und Freundschaft. Mehr als einmal hatte sich das Wort: ‚Mutter,‘ von ihren Lippen gestohlen, und Friederike hatte es durch Thränen lächelnd angenommen. Das Schicksal hatte hier ein Paar Menschenseelen zusammengeführt, die sich in ihren Eigenthümlichkeiten wunderbar ergänzten. Friederike, von ihrer Kindheit an in Lebens-Verhältnisse gestellt, in denen sie der Welt die Stirn bieten mußte, hatte eine entschiedene, fast männliche Festigkeit. Sie hatte eine Menge geregelter Kenntnisse, die sie sich zu ihrer Ausbildung für's Theater hatte aneignen müssen, las drei Sprachen mit Leichtigkeit und war vertraut mit der Litteratur der Deutschen, Engländer und Franzosen. Obgleich ihre Stimme verschwunden, so war sie dessen ungeachtet eine wahre kunstbegabte Musikerin. So stand sie neben Leonore, diesem theueren Kinde

Arnolds, der sie mit abgöttischer Zuneigung geliebt, fest entschlossen, alles, was sie war und besaß, für das Glück der Theueren zu verwenden. Neben Friederiken lernte Leonore vor allen Dingen ihre Kinder erziehen. Bis dahin hatte die junge Mutter die ihr von Gott anvertrauten Wesen bloß geliebt. Friederike verstand sie zu leiten. Sie war in diesem Familienkreis, was der Vater sein sollte, die letzte, strenge aber gerechte Autorität der jungen Wesen, die sich ehrfurchtsvoll ihren Aussprüchen unterwarfen.

Mit dem vorschreitenden Jahr mehrten sich Leonorens Arbeiten, aber auch ihre Freuden. Ihre kleinen Felder prangten im lustigsten Grün, der Garten brachte Gemüse in Menge und die feineren Blumen, die sie in Töpfen zu ziehen begonnen, grünten und gediehen.

Die Sträucher, welche der alte Boleslav im Beginn des Frühlings geschickt hatte, trugen zwar noch nicht, hatten aber kräftig angewurzelt und man konnte auf's nächste Jahr von ihnen Früchte erhoffen. Die jungen Obstbäume dagegen, die Herr Adelstein vor einigen Jahren hier angepflanzt, hatten einen Segen von Stein- und Kernobst. Besonders gab es eine Menge süßer Kirschen, die in dieser Gegend zwar später als am Rhein und an der Mosel, aber dafür

auch von ganz vorzüglicher Güte sind und die den Kindern Naschobst in Fülle boten. Um diejenigen, welche nicht aufgegessen werden konnten, zu benützen, befreite Leonore sie von Stengel und Stein und dörrte die süßen, reichen Früchte auf Hürden. Sie bekamen eine täuschende Aehnlichkeit mit Rosinen und wurden für den Winter aufgehoben, um an Backwerk und zum Naschen für die Kinder benützt zu werden.

Von den vielen Johannisbeeren, die meistens sonst an den Sträuchern hängen blieben, machte Leonore Saft, den sie mit einer kleinen Quantität Zucker einkochte und zu kalten Suppen in den heißen Sommertagen benützte. Beim Aussteinen der Kirschen, beim Ablesen der Johannisbeeren, konnte Annchen schon behilflich sein und war es mit stolzer Freude. Sie verstand auch die großen, schlanken Gurken von den Beeten abzusammeln, und Leonore legte sechzig Schock Satzgurken in einzelne Fäßchen, die sie nach Königsberg verkaufte, wohin Herr Adelstein je zehn und zwanzig Fäßchen einer Wagenladung Flachs mitgab, den er dorthin verkaufte.

Jede Ernte, die im Felde oder Garten eingesammelt wurde, war für die Kinder ein besonderes Freudenfest, bei dem Lachen und Jubel herrschte und bei dem sie ihre Kräfte übten.

Den Unterricht der kleinen lebhaften Geschöpfe hatte Friederike zu ihrer Beschäftigung gemacht und er hätte in keine bessere Hände fallen können.

Der Flachs, der vorzüglich gut gerathen, wurde eingebracht, Witzchen ging mit der Sense in's Feld, die kleine gereifte Roggenernte zu mähen, und lustig klappte späterhin in der frühsten Morgendämmerung sein Dreschflegel.

Auf dem Hügel hinter dem Klosterfelde standen zahllose Nußsträucher, deren Traubenbüschel sich wie die Wangen eines fröhlichen, alten Zechers zu röthen begannen, und der ganze kleine Haushalt ging in dem leichten Nebelhauch eines Septembermorgens hinaus Nüsse zu sammeln, wie man früher zur rechten Zeit im nahen Walde Heidelbeeren und Preiselbeeren und Moosbeeren gesammelt hatte, deren Einkochen und Einmachen wieder ein besonderes Fest für die Kinder war. Auch Schwämme mancherlei Art, von der frühen Morchel an, waren gesammelt, getrocknet und eingemacht worden, und Speisekammer, Keller und Futterboden in der kleinen Wirthschaft waren gefüllt mit Allem, was Menschen und Thieren im langen Winter zu Nutzen kommen mag.

Vor Allem sorgte Leonore für einen guten, ausreichenden Vorrath von trockenem Brennholz, das hier

mitten im Walde nicht theuer war. Herr Adelstein sandte zwei Tage seine Pferde zum Anfahren, Witzchen spaltete die mächtigen Kloben und schichtete sie im Hof übereinander, daß überall die Luft noch durchstreichen und das gespaltene Holz bis auf's Aeußerste trocknen könne. Der Töpfer aus dem Dorfe, ein gar geschickter Handwerker brachte die Oefen in Ordnung, daß die Flammen vollen Zufluß an Luft hatten und lustig mit heiterem Trommeln brannten, als man zum Erstenmal den Versuch machte, die Behaglichkeit des Herbstabendes im Zimmer durch Ofenfeuer zu erhöhen. —

Aepfel und Birnen wurden nun geschält und getrocknet, man kochte Pflaumenmuß und bewahrte es in kleinen, festen Fäßchen auf, und so spann, unter den mancherlei Beschäftigungen für die Erhaltung des täglichen Lebens der Familie, sich das Jahr ab.

Was diese kleine Haushaltung am meisten characterisirte, war der Geist des Friedens und der Liebe, der seine schützenden Flügel über Herrschaft und Gesinde, Kinder und Erwachsene, Menschen und Thiere ausspannte. Der große Haushund Troll war der intimste Freund des grauen Kätzchens, das man wegen seiner Zierlichkeit und Sauberkeit die Gnädigste genannt hatte, sie lagen neben einander in der

Sommersonne und am winterlichen Ofen, und Troll schlang seine große, rauhe Pfote um den schlanken, glänzenden Leib der Gnädigsten, so daß sie vollständig an seinem Herzen schlummerte. Das Rothkehlchen, welches in den ersten Tagen ihres Aufenthalts sich am Fenster eingefunden und allmählich in's Haus gewöhnt hatte, durfte sich furchtlos auf den Kopf oder am Rücken eines dieser Schläfer setzen, ohne daß ihm etwas zu Leide gethan worden wäre. Zuthunlich flog es auf Siegmunds Schulter und pickte Bröckchen aus Annchens vorgehaltener Hand. Ein Völkchen Repphühner gewöhnte sich Mittags an das Fenster des Häuschens zu kommen und das Futter zu naschen, welches Leonore ihnen lächelnd zuwarf. Ein Bachstelzenpärchen kam im Frühling oft zu der Laube, in der die kleine Familie zu frühstücken pflegte und die kleinen munteren Geschöpfchen verloren Tag täglich mehr ihre angeborene Scheu und hüpften den plaudernden und arbeitenden Frauen näher und näher, zuletzt vom Saum ihrer Kleider Körnchen aufpickend, die man ihnen geflissentlich in kleinere und kleinere Entfernungen gestreut hatte. Im Herbst waren der kleinen, grau gekleideten, zierlichen Frühstücksgäste achte, denn die Jungen kamen mit den Eltern. Hühner, Enten, Tauben waren mit den Kindern innigst

vertraut, hörten auf ihre verschiedenen Namen und kamen auf den Ruf Siegmunds aus allen Winkeln des Hofes hervor, um mit ihm zu spielen. Schwarzfuß, die Kuh, und ihr niedliches Kalb, Weißstirnchen, kannten alle Hausgenossen, fraßen aus ihren Händen, ließen sich streicheln und krauen, und lebten überhaupt im besten Vernehmen mit den Menschen. Selbst die beiden Schweine, die fett und glau aussahen, wie wenige ihres verrufenen und doch so nützlichen Geschlechts, schienen etwas von ihrer Stupidität verloren zu haben und umgänglicher geworden zu sein, und die Ferkelchen waren fast eben so niedlich und bei den Kindern beliebt, als die Lämmer.

Witzchen, der alte Knecht, war einer von jenen zum Hirten geborenen Menschen, denen die Natur Liebe und Verständniß für die Thierwelt gegeben. Er behauptete gegen Siegmund, der sein andächtiger Zuhörer bei solchen Unterhaltungen war, die Thiere hätten so gut eine Sprache untereinander als die Menschen und lernten bald auch die Sprache derjenigen Menschen verstehen, die ihnen Gutes thun.

„Im Paradiese," erklärte der Greis den horchenden Kindern, „waren Menschen und Thiere zusammen und die Engel und der liebe Herrgott mitten unter ihnen, und jeder verstand des andern Sprache

und konnte sie sprechen. Als aber die Menschen gesündigt hatten und aus dem Paradiese verbannt wurden, erzürnte sich die Thierwelt, die auch darunter leiden und den Garten Eden verlassen mußte, mächtig, und Eines Hand war wieder die des Andern. Die Thiere verwüsteten die Felder der Menschen, zerrissen diese selbst, und die Menschen jagten und tödteten die Thiere. Die Engel aber kamen nur bei Nacht, wenn die Augen aller Erdenbewohner vom Schlaf gebannt sind, voll Mitleid zu der armen Menschenfamilie und weinten über ihr Elend und flüsterten ihnen in's schlaftrunkene Ohr vergessene Worte aus dem Paradiese. Wer aber solch' ein Wort behielt, der verstand eine Kunst, die das Leben auf der Erde erleichtert, und konnte sie seinen Brüdern lehren, und wenn er dasselbe Wort einem Thier in's Ohr sagte, so war es zahm und sein Freund und diente ihm wie im Paradies. Wenn das der Herrgott sah, sagte er zu den lieben Engeln: ‚Es ist schon gut, daß Ihr Euere sündigen Brüder auf der Erde liebt und ich habe auch ganz und gar nichts dagegen, aber die Strafe, die Ich den Menschen aufgelegt, ist nicht so zum Spaß oder für Mich. Ich könnte eben so gut vergeben, aber Ich will, auch wenn Ich strafe, das Beste Meiner Geschöpfe. Da ist die Erde! Sie ist

nur ein schlechtes Land, voll Unkraut, voll Ungeheuer, voll Sturm und Frost Da sind die Menschen, die ungehorsam waren! Sie mußten aus dem Paradiese und denken doch immer daran und haben das Herz voll Weh danach. Ich bin allmächtig. Ich könnte die Erde gleich zum Paradiese machen, oder die Menschen das Paradies vergessen lassen, wie die Thiere es vergessen haben. Das will Ich aber nicht. Die Menschen sollen arbeiten, das Land bebauen, die Sümpfe austrocknen, Brunnen graben. Sie sollen mit den Thieren kämpfen, die bösen vom Erdboden vertreiben oder doch ihnen ihre bösen Eigenschaften abgewöhnen und allmählig über zehntausendmal zehntausend Jahre wird auf der Erde das Paradies hergestellt sein, und Thiere und Menschen verträglich und in aller Liebe mit einander darauf wohnen und dann werden die Menschen erst den Werth des Paradieses ganz erkennen, weil sie es selbst gemacht haben und sie werden sich sehr hüten vor Sünde und Ungehorsam.'"

Der alte Pole erzählte das den Kindern in seinem seltsamen, mit polnischen, russischen und lettischen Worten gemischten Deutsch und es machte vielleicht nur um so größern Eindruck auf die Herzen seiner aufmerksamen Zuhörer.

Alle Hausthiere schienen übrigens unter Witzchens Aufsicht ganz besonders zu gedeihen, er aber behauptete, das läge nicht an ihm, sondern an der Mutter, die so ein Wort aus dem Paradiese wisse. „Alles Vieh, alles ist ihr gut,“ sagte er, „seht nur die Vögel unter dem Himmel, die da kommen und sie besuchen, seht die kleinen Bienen, sie hat im Sommer drei Schwärme eingefangen mit der bloßen Hand und sie in die neuen Körbe gesetzt, und wie viel Töpfe Honig hat sie in diesem ersten Jahr von ihren drei Bienenstöcken gehabt und zwei große Brode Wachs, für die ihr Leyser David vier blanke Thaler bezahlt hat, und auf's Jahr, wo sie von zwölf Bienenkörben Honig und Wachs bekommt, da wird sie einen Sack mit Geld dafür bekommen, einen Sack schwer wie ein Pferd.“

In der That, Leonorens kleiner Wohlstand wuchs. Ihre Haushaltung war beim Beginn des Herbstes im besten Stande und ohne Sorgen konnte sie dem Winter entgegensehen.

Das Leben im Freien, die ländlichen Beschäftigungen hatten ihre Gesundheit gekräftigt. Sie war eine blühend schöne Frau, deren sanfte Züge von Heiterkeit strahlten, obgleich im Auge jener Ausdruck

lag, der dem Menschenkenner sagt, daß das Herz die Leiden des Lebens kennen gelernt.

Leonorens Arbeiten für ihr Haus waren nicht von der Art, daß sie ihre ganze Zeit in Anspruch genommen hätten. Sie bestanden mehr im Anordnen von dem, was geschehen sollte, im Nachdenken über die Benutzung aller Vortheile ihrer Lage, im genauen Nachsehen, ob auch Alles recht und mit Ordnung gethan sei; denn zur eigentlichen Ausführung aller gröberen Arbeiten im Felde und Garten hatte sie Witzchen, der, um der tüchtigste Landmann zu sein, nichts bedurfte als Jemanden, der für ihn dachte und seine Arbeiten anordnete. Ja sogar für die Geschäfte der Küche und des Hauses hatte sie in dem jungen ärmeländischen, sehr thätigen und reinlichen Dienstmädchen eine ausführende Hand. Mela war eine Waise, von einer grundbösen, aber sehr tüchtigen Stiefmutter erzogen. Sie war an Arbeit gewöhnt und arbeitete gern und ordentlich, und die Güte ihrer neuen Herrschaft, die Freundlichkeit der Kinder, das gute Essen, das sie im Ueberfluß bekam, das warme und freundliche Stübchen, in dem ihr Webestuhl im Frühling stand und in dem sie schlief, so wie die Erlaubniß mit ihrem Spinnrade im Winter Abends im Wohnzimmer bei ihrer Herrschaft zu sitzen

und den schönen Geschichten zuzuhören, die vorgelesen wurden, oder auf die Töne des Claviers zu horchen, machten sie eben so glücklich als dankbar.

Den Unterricht der Kinder hatte Friederike über sich genommen, und so blieb denn Leonoren manche Stunde Zeit ihr schönes Talent zu pflegen und zu üben, und sie benutzte diese mit aller Treue.

Die Kirche in der heiligen Linde ist ein wunderbar schönes Gebäude im gothischen Styl. Der Eingang in den dicht bei derselben gelegenen Klosterhof ist allerdings Personen des weiblichen Geschlechtes untersagt, das Gotteshaus dagegen steht wie alle katholischen Kirchen zu jeder Stunde jedem Eintretenden offen.

Leonore liebte die schöne stille Kirche mit der schwarzen und weißen Marmorbekleidung. Sie liebte das ernste feierliche Licht, das durch die farbigen Bogenfenster auf den glänzenden Fußboden fällt. Sie liebte jene Altäre mit Blumen geschmückt und umgeben von Votivtafeln in Silber, Gold und Eisen, den Zeichen der Dankbarkeit, welche die Genesenen der Mutter Gottes von der Linde geweiht hatten. Füßchen, Händchen, Finger, Augen von Metall, erzählten hier von den wunderbaren Heilungen der Gläubigen, und oft, wenn Leonore mit leisem Schritt

an Friederikens Arm durch den schweigenden Tempel ging, flüsterte sie der Freundin zu: „Ich möchte ein Herz hier opfern, denn auch ich bin ja genesen durch die Vermittlung der Mutter Gottes von der Linde und mein Herz schlägt schmerzlos und frei von Angst, seit die Heilige mich unter ihren Schutz nahm.“ Friederike aber, die strenge Protestantin, schüttelte dann ernst den Kopf und nannte diesen Wunsch Abgötterei.

Rings um die Kirche der heiligen Linde befinden sich die Kreuzgänge, deren Wände mit jenen schönen Fresco-Gemälden geschmückt sind, welcher Th. A. Hoffmann in so mancher seiner Novellen gedenkt.

Es sind die einzigen Fresco-Gemälde in Preußen, denn das Klima unseres Nordlandes begünstigt diesen Zweig der Kunst wenig.

Leonore liebte sie unendlich und genoß das Anschauen derselben mit der ihr angeborenen künstlerischen Befähigung. Friederike und die Kinder leisteten ihr bisweilen dabei Gesellschaft. Zu andern Zeiten ging sie auch wohl allein durch die hallenden Gänge und betrachtete die schönen genialen Werke eines unbekannten Meisters. Sie kannte jede Figur in der herrlichen Gruppe und weilte besonders gern in der Halle, deren Gewölbe ein Bild der Madonna ziert. Das Gesicht der Gebenedeiten schien mit dem

Ausdruck mildesten Erbarmens auf sie niederzuschauen, und die langen, weichen, fluthenden Falten des blauen Gewandes umflossen so schön die wundervollen edlen Umrisse der Gestalt, die sie verhüllten.

„Mir scheint," sagte Leonore einst zu Friederiken, als sie gemeinschaftlich das Bild betrachteten, „der Maler habe in diesem weichen Gewande, das den ganzen Raum des Gewölbes überfluthet, den Himmelsbogen darstellen wollen, den blauen duftigen Schleier des Weltalls. Wie die heilige Jungfrau sich erbarmenden Blickes über die Erde neigt, wollte er die ewig wache, vergebende Liebe zeigen, die das ganze All unter ihrer Obhut hält. Es ist süß zu glauben, daß auch vor den Augen des Unfehlbaren die Schuld nicht ewig nachwirkt, daß der große Geist des Weltalls nicht bloß der höchst Gerechte, sondern auch der Liebende, Vergebende ist. Ich kann mich dieses Bildes wie keines andern erfreuen, es ist mir wie eine Zusicherung, daß meine Schuld, jede Schuld der leidenden schuldigen Menschheit, von einem erbarmungsvollen Auge gemessen wird.

Fünfzigstes Capitel.

Arbeit ist das beste Mittel gegen alles Weh des Lebens. Wer arbeiten muß, lernt mit der Zeit vergessen. Wie schwer auch das Leid sei, das uns drückt, Arbeit stumpft seinen Stachel ab.

Es war für Leonore ein Glück, daß sie arbeiten mußte. Je länger sie arbeitete, desto leichter wurden ihr die Geschäfte für ihren Haushalt, desto nutzbringender wurden sie, desto mehr Zeit erübrigte sie von derselben für die Beschäftigung, die ihrer Eigenthümlichkeit am meisten zusagte, für die Malerei.

Die Zeit war mit leisem Schritt vergangen, schon näherte sich der zweite Sommer ihres Aufenthaltes in der heiligen Linde seinem Ende. Die Kinder waren gewachsen, hatten an Verstand und Kraft zugenommen und lernten täglich mehr und mehr sich nützlich machen. Meta und der alte Knecht hingen mit innigster Liebe an ihrer gütigen Herrschaft, die Thiere, welche zum Haushalt gehörten, mehrten sich und gediehen. Schwarzfuß und Weißstirnchen hatten beide allerliebste Kälber, die zur höchsten Freude Annchens aufgezogen wurden. Leonore fühlte sich in ihrem einfachen Leben, mit ihren Kindern ihrer nahen und ihr so theueren Verwandten, im Schooße der

Natur glücklich und die dunkle Vergangenheit sank leise, leise zu einem Traumbild zusammen. Sie gedachte der drei Männer, die durch ihre Einwirkung ihr vergangenes Leben geformt hatten, mit ruhiger Theilnahme, ja mit aufrichtiger Zuneigung.

Sie hatte dem Justizrath Delbruck für viele Freundlichkeiten, für wahre Freundes Theilnahme zu danken und vergab ihm das Verbrechen einer früheren Zeitepoche. Sie gedachte Rauschers als des Vaters ihrer Kinder ohne Groll, ohne Schmerz und nur mit dem Wunsche, daß er durch ihr Vergehen nicht mehr leiden möge; und das Bild des Geliebten, das sonst ihre Nerven erzittern ließ, ward bleicher und bleicher, ihr Herz war mehr und mehr ruhig, häusliches Glück und häusliche Arbeit, ernstes Nachdenken und Mutterliebe beschwichtigten den Schmerz, die Leidenschaft, das Verlangen und die Reue. Sie begann aus Erfahrung die Wahrheit zu erkennen, daß nicht erfüllte Wünsche sondern erfüllte Pflichten uns das einzige auf dieser Erde erreichbare Glück, das Glück innerer Harmonie geben, und eine leise Ahnung sagte ihr, daß der ganze Zweck dieses so mühevollen, oft so schmerzlichen Erdenlebens eben nur der ist, die Herzen in jene Harmonie zu stimmen. — Die beiden Freundinnen lebten mit den Kindern und dem Gesinde, mit

ihren Hausthieren und Blumen von aller Gesellschaft geschieden.

Nur sehr selten sahen sie Herrn Adelstein, oder ein Glied von seiner Familie. Delbruck hatte sie nicht besuchen können, weil ein garstiges Podagra ihn häufig plagte, er schrieb selten, was sollte er auch schreiben, und von Siegmund von Kandern hatte Friederike erst einen einzigen Brief erhalten. — Das Leben schien sich um sie herum gleichsam zusammen zu ziehen, und es hätte eng und einförmig werden können, wenn nicht beide Frauen den Gottesfunken der Kunst in ihrer Brust getragen hätten, der, während alles Irdische sich um sie verengte, sein himmlisches Leben mehr und mehr zu entfalten begann.

In den Kreuzgängen fand Leonore gleichsam den Boden für den Baum ihres Genies, der bis dahin als unscheinbarer Kern schlummernd dagelegen hatte. Viele Stunden malte sie. Wunderbare Gedanken sproßten ihr auf aus den sanften Zügen der Heiligen und Martyrer und entfalteten sich zu eigenen schönen Gebilden, die sie mit fleißiger Hand auf die Leinwand übertrug.

Diese Beschäftigung war ihr einziger, wahrer Genuß, ihr einziges Vergnügen. Was sie lernte, dachte, sah, bezog sich in ihrem Innern sogleich auf

die Schöpfung eines Bildes. Die Landschaft im Abendlicht, ihre spielenden Kinder, der Moosfaden, den sie im Walde fand, jeder Blüthenzweig, der sich im Winde neigte, bildete sich in ihrem Künstlerauge zu einem Ganzen oder dem Theil eines wunderbaren Gemäldes. Wenn die Abendglocke aus dem Kloster über den stillen See klang, dessen Wellen leise an das Ufer plätscherten, so hörte sie gleichsam das süße Landschaftsbild, sie fühlte es im Hauch der Sommerlüfte, die den Duft ihrer Blumen zu ihr hinübertrugen und sie war glücklich, glücklich trotz des Bewußtseins ihrer Schuld, trotz ihres Lebens ohne Liebe, trotz ihrer Entfernung von den Freuden der Welt, trotz ihrer Existenz voll Mühe und Arbeit. Sie hatte für ihre Schuld gebüßt, indem sie der Liebe entsagte, die Welt hatte keinen Theil an ihr, und sie mochte nicht durch eine Lüge sich eine Stellung in derselben erkaufen und die Mühe und Arbeit, durch die sie ihre und ihrer Kinder Existenz gründete, gaben ihr Achtung vor ihrer Kraft und Glauben an dieselbe.

Noch immer verkaufte sie zur Unterstützung ihrer Familie einzelne Zeichnungen in Blei und Kreide an verschiedene lithographische Institute. Kleine Landschaftbildchen, die sie aus der Erinnerung oder nach

Skizzen, die sie sich früher flüchtig gemacht, ausführte. Das Schloß von Rössel, das alte Schloß in Tilsit, das Raguner Herrenhaus, Park, Schloß von Kanderischken, die Schiffbrücke bei Tilsit: es waren niedliche Bildchen, die als Zierden von Taschenbüchern und Journalen in der großen weiten Welt, die Leonore nicht kannte, Beifall fanden. Ihre eigentlichen Schöpfungen aber, seltsam schöne Phantasiebilder, die sie in Oel malte, betrachtete sie als bloße Zerstreuungen für sich selbst und kein menschliches Auge, als höchstens das Friederikens, erblickte sie jemals. Die Frau, die keine andere Gegend gesehen hatte als die Norddeutschlands, gefiel sich besonders darin, Landschaftsbilder zu malen. Der tropische Wald von Texas mit seinen dunkeln Blüthenbäumen, mit den silbernen Moosbärten, die von allen Zweigen niederhängen, erwuchs auf ihrer Leinwand nach den Schilderungen der Reisenden, deren Schriften sie so gern las.

Der Garten eines englischen Pflanzers im Caplande erblühte unter ihrer Hand in aller Pracht und Seltsamkeit jener fremden Vegetation. Das Bild, an dem sie mit der innigsten Liebe gearbeitet, Columbus auf Gunhani landend, war von einer Schönheit der Färbung, die beinahe ihrer eigenen Phantasie

genügte, und sie betrachtete es oft mit besonderem Interesse.

In ihren Träumen stiegen ihr die Bilder ferner Gegenden auf und sie hielt dann fest mit der Künstlerhand, was ihrem Künstlerauge offenbart worden war.

So flog die Zeit dahin, die Monate wurden zu Jahren. Siegmund war ein kräftiger, zehnjähriger Bursche geworden und bedurfte nun anderer Leitung, anderen Unterricht, als den er von den beiden Frauen empfangen konnte.

Rauscher lebte, wie Leonore durch Delbruck wußte, in Königsberg. Die Mutter konnte sich nicht ableugnen, daß dem Vater das nächste Recht zustünde, die Zukunft des Kindes zu bestimmen. So schrieb sie denn an den Justizrath und bat ihn, bei Rauscher anzufragen, was er für seinen Knaben zu thun gesonnen sei. Statt der Antwort auf diesen Brief erschien der Justizrath selbst und stand plötzlich, zum ersten Mal seit einer sechsjährigen Trennung, vor Leonoren.

Er war sehr alt geworden. Sein Haar war erbleicht, sein Gesicht eingefallen, aber seine Augen strahlten noch von gewohnter Intelligenz.

Leonore lag einen Moment lang mit dem Gefühl tiefster, herzlichster Zuneigung an der Brust ihres

früheren Todfeindes und der Kuß, den Delbruck auf die Stirn der noch immer schönen Frau drückte, war ein wahrhaft väterlicher.

Es war ein prachtvoller Tag im Spätsommer. Die Abendsonne vergoldete mit ihren Strahlen die tellergroßen Blätter des Pfeifenstrauches, der die mächtige dichte Laube vor der Hausthür bildete, in welcher der Justizrath Leonoren, ihre Freundin und die beiden Kinder antraf. Gesundheit blühte auf den Wangen von allen vier Menschen. Friede lag in den Mienen der Frauen, Frohsinn auf den rosigen Gesichtern der Kinder.

Man packte den Wagen ab, wobei Witzchen sich trotz seines eisgrauen Haares und gebückten Ganges flink und gewandt wie ein junger Bursche bewies. Der Justizrath ging in das ihm angewiesene Stübchen, den Reisestaub der alten ostpreußischen Straßen von seiner Person vermittelst des klaren Seewassers zu entfernen. Annchen deckte den Tisch in der Laube, Leonore trug schönes frisches Brod, Scheibenhonig, der wie flüssiges Gold auf den Teller rann, und frische Butter auf, setzte eine Glasschale mit köstlicher sauerer Milch und Obst von allen Sorten auf die Tafel, und Friederike holte aus dem Keller eine Schüssel voll marinirten Aals. Freilich befand sich in der

Frauenwirthschaft weder Wein noch Bier, noch Rum oder Cognac, nur zum Gebrauch des alten Witzchens hatte man einen guten aus Kalmus und Wermuth destillirten Branntwein, der für das mögliche Verlangen des Gastes in grüner Glasflasche aufgestellt ward.

Delbruck rieb sich lächelnd die Hände, als er die Collation musterte. „Alles Erzeugnisse Deines Feldes und Gartens? alles, Lorchen?“ sagte er halb ungläubig, „nun, das nenne ich Gottes Segen — und die Damen und die Kinder sind gesund, bildschön und blühen mit den Dahlien in die Wette, und hier der Bursch! wahrhaftig, er reicht mir bereits bis an die Schulter und soll nun unter Männerhand kommen, um ein Mann zu werden, — hm — Lorchen, ich möchte wohl, die Kinder gingen in mein Stübchen, wo allerlei steht, was ich ihnen mitgebracht. Sie können da die Schachteln und Kästchen alle gleich auspacken und alles dann in das Wohnzimmer tragen und nach ihrem Geschmack aufbauen.“

„Geht nur, Ihr Leutchen, ich rufe Euch bald wieder her.“

Die Kinder sprangen fort und der Justizrath sagte: „Ich weiß nicht, Leonore, wie viel oder wie wenig von Deinen Lebensverhältnissen den Kindern bekannt ist und entferne sie deßhalb bei diesem unserem

ersten Gespräch, in dem ich Dir viel und Ernstes mitzutheilen habe. — Zuerst bring' ich einen Brief von Rauscher, der Dich armes Weib nicht erfreuen wird. Er ist ein roher Patron, das ist Gott und aller Welt bekannt, und was er sagt, kann Dich nicht beleidigen. Die Jahre, die er fern von Dir gelebt, haben außerdem sicherlich seinen Character und seine Sitten nicht verbessert. Er will — mit einem Wort — von den Kindern nichts wissen, Du weißt ja, wie sehr er sich gegen jede Ausgabe sträubt. Doch muß ich Dir jetzt etwas sagen, was ich Dir bis jetzt verschwieg. Rauscher hat nämlich bei Euerer Trennung sich zu einem Jahrgeld von hundertzwanzig Reichsthalern zur Erziehung der Kinder verstanden. Dieß ist durch meine Achtsamkeit auch stets regelmäßig gezahlt und auf Zinsen gelegt worden. Es macht gegenwärtig schon ein Capital von ziemlich Tausend zwei hundert Reichsthalern, mit den stets dazu geschlagenen Zinsen. Die hundertzwanzig Reichsthaler wird Rauscher unweigerlich auch ferner zahlen und sie reichen aus, den Knaben in irgend eine Stadt in Pension zu geben, wenn Du Dich von ihm trennen und in Deiner Einsamkeit ferner bleiben willst. Wenn Du aber selbst nach einem Orte ziehen willst, der ein Gymnasium oder eine andere gute Schule hat,

so hättest Du jene Tausend zwei hundert Reichsthaler zum Etablissement für Dich und in dem Gelde, das Rauscher für seine Kinder zahlt, eine nicht unbedeutende Beihilfe für Deinen Haushalt. — Ich weiß, daß Du tüchtig bist und Dich einzurichten verstehst, Lorchen. Du hast sogar einigen Unternehmungsgeist, Dein kleines Hauswesen hier scheint wirklich blühend zu sein, ich glaube, Du wirst überall Dein Fortkommen finden."

„Onkel!" sagte Leonore, die sehr bleich geworden war, „in der Führung meiner kleinen Landwirthschaft besteht aber auch alle meine Weisheit und Wissenschaft. So lange ich von der Welt fern lebe, kann ich meinem Geschick ruhig in die Augen sehen, sobald ich in Berührung mit Menschen komme, bin ich elend; denn ich müßte lügen, müßte auf mögliche Fragen wegen der Trennung meiner Ehe eine Antwort bereit haben. Das kann ich nicht. Die Welt und ich wir haben nichts mit einander zu theilen. Je älter ich werde, je mehr sich das Leben vor meinen Augen auseinander breitet, desto deutlicher lerne ich erkennen, welche entsetzliche Folgen der Fehltritt einer Frau hat, wie furchtbar die Trennung einer Ehe ist. Ich habe meinen Kindern den Vater genommen, habe sie aus ihrer ehrenhaften Stellung in der bürgerlichen

Gesellschaft gebracht, habe mir selbst das Brandmal auf die Stirn gedrückt, das früher oder später auch ihre unschuldigen Augen sehen werden."

„Nun, Leonore, liebes Weib, es fehlten wohl Viele wie Du, verstanden es nur besser zu verbergen. Die Welt will betrogen sein, also betrüge man. Das Verdammungsurtheil, welches die Welt über eine fehlende Frau ausspricht, ist eine der größten Ungerechtigkeiten derselben — übrigens verdammt sie auch nur die, welche edel genug sind zu gestehen; wer mit eiserner Stirn läugnen kann, behält ihre Achtung."

Leonore lächelte schmerzlich. „Ich wollte nicht, daß Sie mein Vertheidiger vor Gericht wären, Onkel Delbruck," sagte sie mit zitternder Lippe, „denn Sie würden mir ein zwiefaches Verdammungsurtheil zuziehen, wenigstens, wenn ich selbst Beisitzer der Jury wäre. Kennt doch jede Frau die auf ihren Fehler gesetzte Strafe, hat doch fast jede dieselbe einst an einer andern vollzogen. Ich habe nicht einmal die Kraft gehabt, dem Geschick, das ich selbst über mich herauf beschworen, die Stirn zu bieten, wie ich nicht die Kraft hatte, in der Stunde der Versuchung fest zu bleiben, und nicht die Kraft, mich vor der Möglichkeit der Versuchung zu bewahren, indem ich die Bewerbung meines Gatten zurückwies, da ich noch

ein freies Mädchen war. Onkel Delbruck, daß ich eine Ehe schloß, ohne den Mann, dem ich mich für's ganze Leben zu weihen versprach, auch nur recht zu kennen, das war mein eigentliches Vergehen und die Quelle aller meiner Leiden. Ich stand am Rande des Lebens, träumend, schlaftrunken, ohne klares Selbstbewußtsein, ohne Erkenntniß dessen, was mir Noth that. Das ist's Onkel! Tausende mit mir träumen so ihre Jugend hin, immer mit geschlossenen Geistesaugen vorwärts taumelnd, erst der Sturz in den Abgrund erweckt sie. Ist es nicht traurig, daß kein liebender Mensch diese Armen weckt und warnet? Es scheint, man beobachtet bei ihnen dasselbe Verfahren, wie gegen Schlafwandler auf Thurmhöhen und wartet ab, daß der Zufall sie beschützen soll, während man sie durch Warnungen, Belehrungen wachend ihrem Lebensberuf entgegen führen könnte. Warum giebt es kein Buch, das den Mädchen zeigt, wie erst ihr Leben mit dem Eintritt in die Ehe beginnt? und giebt es einmal ein solches, so ist es aus einem falschen Gesichtspuncte aufgefaßt, wie die Indiana. Die Frauen verwechseln beständig Gefühle und Begriffe in ihren Schriften. Wer Gefühle zur Richtschnur seiner Handlungen nehmen wollte, der muß ja unfehlbar zu Grunde gehen. — Das Thun jedes

Menschen muß der Rechtsbegriff regeln, wenn nicht die Welt untergehen soll.“ —

Delbruck lächelte nach seiner alten Art; „Gott segne die Frauen,“ sagte er dann, „sie thun nichts halb und ziehen ihre Schlüsse gleich bis zu deren äußersten Consequenzen. — Indeß wollen wir, mein Kind, nicht vom Einzelnen auf's Allgemeine übergehen, sondern jetzt bei der Stange bleiben. Hier lies Rauschers Brief und dann wollen wir unsere Beschlüsse fassen. Doch halt, noch Eins! bist Du nicht zufällig hier einem Pfarrer Goldau begegnet, es ist ein Bekannter von mir und es wäre möglich, daß dieser Mann, der übrigens ein Gelehrter ist, noch auf einige Zeit Dir die Sorge für den Unterricht Deines Knaben abnähme.“ —

Leonore las den Brief ihres Gatten, ihre Hand zitterte heftig bei den beleidigenden Worten des Mannes, dem sie dem Gesetze nach noch angehörte. Rauscher schrieb:

‚Herr Justizrath!

‚Ich habe durchaus keine Lust, mein Geld zum Fenster hinaus zu werfen für Kinder, von denen ich, wie die Sachen stehen, nicht einmal weiß, ob sie mein sind oder nicht. Ich thue, was ich zu thun verpflichtet bin, mehr als ich verpflichtet bin; denn gesetzlich dürfte

ich nicht einen Groschen geben, das wissen Sie so gut, wie ich. Laß' die Frau, die Mutter des Burschen arbeiten, laß' sie sehen, was der Herr Liebhaber herausrückt. Von mir bekommt sie nicht einen Heller mehr, als was ich einmal ausgesetzt habe. Ich mag von diesen ganzen Geschichten nichts hören, gar nichts. Ich war ein Narr, als ich ein blutarmes, blutjunges Mädchen so zu sagen von der Strasse heirathete und dachte, ich hätte mich recht gut gebettet. Ein vernünftiger Mann sieht auf's Reelle und ich hätte mehr als eine Frau mit Vermögen haben können und hübsch dazu und tüchtiger, als das zerbrechliche Geschöpf das —. Es lohnt nicht daran zu denken! aber wie gesagt, verschonen Sie mich mit Briefen und Nachricht, mir ist egal, was aus den Kindern wird, aber wenn ich an das Alles, was ich mit der Frau durchgemacht habe, erinnert werde, dann wird mir gallenbitter zu Muthe. Ich denke, so belohnt wie ich, ist selten ein Mann worden für alles Liebe und Gute, was ich ihr erwiesen habe. Pfui! ich mag nicht daran denken. — Meinem Bruder, dem Inspector, habe ich übrigens geschrieben, wenn's sein muß, zur Erziehung des Jungen noch das Nöthigste zu geben. Es war ein hübscher und kluger Junge und manchmal denke ich an ihn und möchte ihn

gerne sehen, aber das ist egal. — Höher als höchstens zwei Hundert Reichsthaler gebe ich aber nicht, und darnach bitte ich Ihre Maßregeln zu nehmen.

Mit Achtung

Rauscher, Assessor.'

Leonore kannte den Mann, der diese rohen Zeilen geschrieben, zu lange und zu genau, um nicht Etwas aus denselben zu erkennen, was ihre Brust zusammen schnürte.

Rauscher war unglücklich und grämte sich, das las die arme Frau, es stand deutlich für sie zwischen den unfreundlichen Worten geschrieben und machte ihr grimmige nagende Schmerzen. —

„Es ist gut, Onkel Delbruck," sagte sie sanft, „daß Sie von dem armen Rauscher jene Unterstützungssumme gefordert und genommen haben. Bei seiner ganzen Natur ist ihm das eine Art von Befriedigung seines Ehrgefühls gewesen, daß wir durch ihn existiren."

„Ich dachte, Du würdest sehr anders darüber urtheilen," meinte Delbruck, verwundert in ihre Augen blickend, die sich mit Thränen gefüllt hatten.

„Wenn ich nur an mich dächte, gewiß! aber ich denke auch an ihn, ich denke oft an ihn, den armen Mann, der so allein in der Welt dasteht, Onkel, und

mehr als irgend ein anderer Mensch der Liebe, der Theilnahme bedürfte."

„Rauscher? nein, Lorchen, das kann Dein Ernst nicht sein, dieser Mensch ist hart wie ein Mühlstein und roher als ich noch Jemanden gekannt habe."

„Darum eben, darum, Onkel! wie ich jetzt die Liebe, die echte Liebe verstehe. Sie soll gerade auf den Harten und Rauhen einwirken. Sie ist ein anderer Weltheiland, zu den Sündern und Unglücklichen gesandt, zu den Verstockten und Verhärteten, zu den Ungebildeten und Rohen. Sie soll veredeln, erweichen, bilden. Armer, armer Rauscher, er jammert mich mehr, weit mehr als Siegmund. Der hat in sich selbst, in Wissenschaft und Seelengüte einen reichen Quell' von reinem Lebensglück, der unaufhörlich fließt, Rauscher aber ward mit seinem ganzen Sein an die Liebe, das heißt, an meine Rechtlichkeit und Pflichttreue gewiesen."

Die Kinder kehrten indeß, mit Spielkram und neuen Kleiderchen versehen, jubelnd zu Onkel und Mama zurück. Sie waren noch nie in dem Fall gewesen, sich geflissentlich entfernt und verwiesen zu sehen und hatten daher keine Ahnung davon, daß Onkel Delbruck ihre Nähe nicht wünsche. Auch Mitzchen ging ab und zu und Delbruck konnte die Augen von

dem Greise nicht verwenden, bis er sich endlich des gealterten Gesichts erinnerte und nun Leonoren und Friederiken erzählte, daß dieser Mensch gewissermaßen in die Familiengeschichte Kanderns verwickelt und der Kutscher sei, der den unglücklichen Florian an seinem Todestage gefahren. —

Der Alte hatte Delbruck aber sogleich erkannt und nannte ihn, von ihm angeredet, mit derselben Hartnäckigkeit als vor Jahren: „Herr Refendarius,“ welchen jugendlichen Titel sich jener denn auch lachend gefallen ließ.

Noch an demselben Abend machte der Justizrath sich auf, den Pfarrer Goldau aufzusuchen. Es lag ihm daran, Leonoren die Nähe ihres Knaben so lange als möglich zu sichern, und während die Frauen mit einander Rath hielten, ob der Unterricht eines katholischen Geistlichen für den Sohn protestantischer Eltern wünschenswerth und zulässig sei, fand Delbruck den alten Gelehrten in seiner einsamen Zelle und brachte ihm sein Anliegen vor.

Einundfünfzigstes Capitel.

Den Probst Goldau in der heiligen Linde kannten alle Armen auf mehr als eine Meile im Umkreise des Gotteshauses.

Er gehörte zu den Geistlichen, die ihren Beruf aus Rücksichten gewählt haben, die zwar streng genommen nicht religiöser Natur sind, die aber doch auch nicht geradezu irdische genannt werden können. —

Goldau war der Sohn einer armen Nätherin in Rössel, die eben so fromm als fleißig nur für ihr früh verwaistes Kind lebte.

Früh schon fungirte der hübsche sanfte Junge als Chorknabe und Ministrant bei Messen und Begräbnissen, folgte neben der Mutter jeder Procession und war nebenbei der fleißigste gelehrigste Schüler, der beste gehorsamste Sohn. —

Die Religion nahm er als etwas Gegebenes, Etwas, das man nur kennen lernen kann durch Erzählungen der Wissenden, nicht durch eigenes Nachdenken über dieselbe.

Das Christenthum war ihm eine Thatsache, deren Einzelnheiten er seinem Gedächtniß einzuprägen hätte, nicht ein mathematischer Lehrsatz, den man sich nur aneignet, indem man ihn begreift.

So erwuchs er in Armuth, gedrückt von frühen Sorgen und doch von dem Streben nach Ausbildung, nach Kenntnissen beseelt. Ihm blieb, als er zur Wahl eines Lebensberufes schreiten sollte, keine andere Aussicht als die, ein geringes Handwerk zu erlernen, wenn er nicht in ein Priesterseminär treten wollte, wozu sein eigener Fleiß, die exemplarische Frömmigkeit seiner Mutter und einige Verbindungen, die er als Chorsänger mit den Ortsgeistlichen bekommen hatte, ihn wohl berechtigten. — Er war ein beliebter Kanzelredner und gelehrter Sprachforscher geworden und jetzt ein Greis mit silbernem Haar, mit wunderbar schönen braunen Augen und einem sanften Munde, dessen Lächeln fast wie ein Schmerzzucken aussah. — Delbruck hatte ihn vor Jahren als Vicar in Splitter kennen gelernt und später Gelegenheit gehabt, ihm einige Gefälligkeiten zu erweisen. Er fand ihn in seiner Zelle unter hebräischen, griechischen und arabischen Schriften und herzlich erfreut einen Bekannten wieder zu sehen.

„Ich weiß nicht, lieber Probst,“ sagte der Justizrath nach den ersten Begrüßungen, „ob Sie bei ihren Studien sich Zeit genommen haben zu beachten, daß schon seit Jahren ein Paar Damen hier in Ihrer Nähe wohnen. Eine davon ist eine Verwandte von

mir, die Andere ihre Stiefmutter, beide sind noch jung und die jüngere hat ein Paar allerliebste prächtige Kinderchen, einen Knaben und ein Mädchen; wegen dieses Familienkreises komme ich eben zu Ihnen, um mir Rath und vielleicht Beistand zu erbitten. Ich weiß, Sie beschäftigten sich früher gern mit Unterricht, vielleicht übernehmen Sie ihn auch jetzt, so weit als der Knabe gelehrten Unterricht bedarf. Es wäre für die Mutter eine Wohlthat und für den Knaben ein Glück."

Der Greis schüttelte nachdenkend das graue Haupt. „Die Damen kenne ich, sehr gut sogar, aber unterrichten kann ich nicht mehr, ich bin zu pedantisch dazu geworden. Indeß könnte ich vielleicht da Rath schaffen. Sie müssen wissen, Herr Justizrath, daß ich auch einen Sohn habe. Nicht dem Fleische nach, aber im Geist und in der Liebe. Ein Kind, das ich einer sterbenden Bettlerin abnahm, dessentwillen ich viel Leid in Verläumdungen und Verfolgungen ertrug, das aber jetzt zum Jüngling herangereift, mich all' das Glück kosten läßt, womit der allmächtige Gott in seiner Liebe die Vaterherzen segnet und beglückt. Mein Wilhelm ist ein sehr prächtiger Mensch und der hat auch Gelegenheit gehabt, Ihre Verwandte kennen zu lernen und würde

gewiß gern die Kindlein unterrichten, denn er hegt große Achtung und Verehrung gegen die Damen."

„Ihr Pflegesohn ist hier, mein würdiger Freund?" fragte Delbruck.

„Für einige Zeit, ja! Er hat sich auch der Gottesgelahrtheit gewidmet, gegenwärtig aber noch nicht Profeß gethan. Er ist ein großes Genie, ein Maler, mein werther Herr. Hat zwei Jahre in Rom gelebt und sowohl Theologie als die heilige Malerkunst studirt. Er ist ein Mensch wie ein Kind und er hat die Dame, von der Sie sprechen und die große Anlage zur edeln Kunst hat, oft mit mir gemeinsam in unsern Kreuzgängen beobachtet, wo sie malte und sich mit ihren Gedanken allein glaubte."

„Kann ich den jungen Mann kennen lernen, mein verehrter Freund?"

„Es wird mir eine Ehre und eine Freude sein, Sie beide mit einander bekannt zu machen. Gedulden Sie Sich ein wenig, er ist nicht weit."

Der Greis entfernte sich und ließ Delbruck mit seinen Gedanken allein.

Ein ganz junger Mann, der Leonoren bei ihren Studien belauschte — ein Maler, der in Rom gewesen war, den wollte er als Lehrer und Hausfreund der jungen Frau zuführen. „In der That, die Sache

war nicht ohne Risico. Beide Frauen waren noch jung und schön genug für eine Leidenschaft; über die Geschichte mit Kandern war lange, lange nun schon Gras gewachsen. Leonore hatte ein so sanftes empfängliches Herz! — Pah! was thut's! mag sie, die arme Kleine, ein wenig Glück kosten, wenn der Mensch hübsch, klug und liebenswürdig ist. Kandern, der alberne Thor, ist der Liebe nicht werth, die er erweckte — ich bin ein alter Kerl. — Ha, da sind sie!" —

Soldau trat ein, gefolgt von einem jungen Mann von höchst unscheinbarem Aeußern.

„Na, der ist ungefährlich," dachte Delbruck, als er die hagere, gebeugte Gestalt, das hellblonde schwächliche Haar und den bleichen Mund desselben sah; als dieser aber die Augen aufschlug, zwei mächtige tiefblaue Augen mit dem Ausdruck von Kraft und Intelligenz, als er sich mit mildem Lächeln verbeugte und nach der ersten Begrüßung mit tiefem klingendem Organ sagte: „Es wird mir eine sehr große Freude sein, die Dame näher kennen zu lernen, deren schönes Talent ich schon seit geraumer Zeit bewundere," da setzte der schlaue Menschenbeobachter seiner ersten Bemerkung ein zweifelndes: „Wer weiß?" entgegen.

Die Bekanntschaft mit dem jungen Maler war

leicht gemacht, die Bedingungen, unter welchen er den Unterricht Siegmunds und zum Theil auch Annchens zu übernehmen geneigt, bald verabredet, und Probst Goldau und sein Adoptivsohn gaben dem scheidenden Justizrath das Versprechen, schon am folgenden Tage die Damen aufzusuchen.

So hatte denn Leonore die erste Bekanntschaft in ihrer neuen Heimath geknüpft.

Der Maler Wilhelm Goldau betrat ihr einsames Haus als der Lehrer ihrer Kinder; ehe aber noch der Winter seinen Schnee von Neuem über die einsame Gegend breitete, war er auch ihr eigener Lehrer und unter seiner Anleitung entwickelte sich ihr schönes Talent mit bewundernswürdiger Schnelle.

Delbruck konnte seiner vielfachen Amtsgeschäfte wegen nur sehr kurze Zeit bei Leonoren verweilen, indem er aber die Bekanntschaft zwischen ihr und den beiden Goldau's vermittelt, hatte er ihrem ganzen Leben eine andere Richtung gegeben.

In einem kleinen festgeschlossenen Familienkreise ist eine neue nahe Bekanntschaft stets von Bedeutung. Die Verbindungen der Menschen sind ähnlich denen der chemischen Stoffe. Zwei eng verbundene werden durch die Hinzufügung eines Dritten, entweder zu einem vereinten, ganz neuen Körper oder

die erste Verbindung wird getrennt, damit der neue Ankömmling sich auf's Engste mit einem der Geschiedenen verbinden kann.

Hier schien der erste Fall einzutreten. Wilhelm Goldau, der sanft sprechende Lehrer Siegmunds, fügte sich und paßte in seiner ganzen Art und Weise, eben so wohl zu der festen kühnen Friederike als zu der sanften weichen Leonore.

Er schien der innigen Freundschaftsverbindung der beiden Frauen noch gefehlt zu haben und trat zwischen ihnen nur als ein neues Vereinigungsmittel auf.

Der Winter, mit seinen langen gemüthlichen Abenden, entwickelte dießmal in dem kleinen freundlichen Hause einen unbeschreiblichen Reiz.

Goldau las mit den beiden Frauen und wählte ihnen eine eigenthümliche, nicht uninteressante Lectüre. Die Bekenntnisse des heiligen Augustinus, das Leben der Fürstin Galitzin, Vincent de Paula, die seltsamen Geschichten stigmatisirter Nonnen, in denen das Leiden Christi, sein Tod, sein Begräbniß mit einer Anschaulichkeit beschrieben sind, die dem Zuhörer beinahe die Stellung des Zuschauers gab, las der bleiche blonde Mann mit seiner tiefen klangvollen Stimme in den Abenden, wo die Wellen des Sees, vom

Winde gepeitscht, rauschten und seltsames Accompagnement zu seinen Worten bildeten. Daß eine solche Lectüre Gesprächen mystisch-religiösen Inhalts den Weg bahnte, ist natürlich. Der Winter zumal ist den mystischen Gedanken und Gefühlsrichtung, günstig, und zwei einsame Frauen mit verwundeten Herzen sind durch einen geistvollen Mann leicht auf eine Bahn zu führen, bei der das Herz vorwiegend als Leiter erscheint.

Beide Frauen hatten künstlerische Anlagen und Goldau verstand diese Beiden zu richten, zu entwickeln. Er trieb mit Friederike Musik, saß neben ihr am Clavier und vertiefte sich oft stundenlang mit ihr in Gespräche über alte Kirchengesänge, über die verschiedenen Schlüssel, in welchen dieser oder jener Meister seine Hymnen gesetzt und immer führten seine Gespräche zuletzt auf religiöses Gebiet.

Leonorens Talent aber schien sein Interesse noch mehr in Anspruch zu nehmen. War er doch selbst Maler und sicherlich ein bedeutender Künstler.

Nicht selten besuchten die drei Menschen mit einander die Kreuzgänge, jene schönen alten Fresken zu bewundern, und dort natürlich war Goldau besonders Leonorens Gefährte. Während Friederike mit den Kindern von Bild zu Bild wanderte und den

Kleinen die Geschichten erzählte, welche die Gemälde veranschaulichten, saßen die beiden Künstler vor einem derselben Stundenlang fest und Goldau sprach dann über Faltenwurf, Colorit, über die Auffassung des Gedankens, die Characteristik der Gesichtszüge in diesem und — plötzlich befanden sich Sprecher und Zuhörerin wieder auf dem Felde der Religion.

Leonore gehörte ihrer ganzen Natur nach nicht zu den eigentlich gläubigen Gemüthern. Sie war schwach in der Selbstbestimmung, aber gewöhnt an's Nachdenken, geneigt zum Reflectiren und fähig, mit vielem Geiste Ursachen und Wirkungen zu sondern und aneinander zu knüpfen. Wenn es Goldau's Absicht war, diese Frau für seine Kirche zu gewinnen, so konnte er dieß nur, indem er ihr den Zusammenhang, die tiefe unstörbare Consequenz der katholischen Glaubenslehren begreiflich machte.

Der Protestantismus, schon gespalten und zersplittert durch die Streitigkeiten seiner Stifter, führt in seinen Consequenzen zwar auf einer Seite zu einem der größten Güter der Menschheit, zur Gedankenfreiheit, auf der andern aber weht er auch kältend und leicht verwirrend über die warmen Herzen, die, verarmt an irdischer Liebe, der Liebe Gottes bedürfen, um nicht zu tiefster Trostlosigkeit zu erstarren.

Leonore, mit ihrem tiefen angeborenen Natursinn, bedurfte weniger als tausend andere Frauenherzen der geoffenbarten Glaubenslehren, um Gott zu lieben und in der Ueberzeugung seiner unwandelbaren liebevollen Fürsorge eine Stütze bei den wandelbaren Leiden des Lebens zu finden. Selbst das Bewußtsein ihrer Schuld zog sie nicht zu dem Glauben an einen versöhnenden Vermittler, der gütig und barmherzig ihre Vergehen durch seine Leiden gesühnt.

Indem sie das Leid, das als unmittelbare und natürliche Folge ihrer Schuld über ihr Herz gekommen, muthig und geduldig ertrug, indem sie sich mit treuem Fleiß bemühte, ihren Kindern die Folgen des mütterlichen Fehltritts zu erleichtern, und indem sie sich des festen Entschlußes bewußt war, daß sie Rauscher, dem beleidigten Gatten, jedes Opfer, selbst der tiefsten Selbsterniedrigung zu bringen fähig sei, war sie überzeugt, daß Gott, das Princip der Gerechtigkeit, Milde und Weisheit, die Regungen ihrer leidenden Menschenseele kennend, sie auch billigen müsse. Segnete er doch sie, die Schuldige, mit seinem reichsten Segen, durch das Gedeihen ihrer Kinder und ihrer Arbeit, ja selbst durch das Fortschreiten ihrer eigenen geistigen und Herzensbildung und ihrer künstlerischen Anlagen.

Wenn dann der frühe Abend herandunkelnd die Gesellschaft aus den Kreuzgängen, dem einzigen Museum der strebenden Künstlerseele Leonorens, vertrieb, gesellte sich der alte wackere Probst oft und gern zu derselben und geleitete seinen Pflegesohn und die ihm täglich werther werdenden Frauen in ihr gemüthliches Häuschen, um dort mit ihnen, den Kindern und seinem Wilhelm den Abend in traulichem Gespräch hinzubringen.

Er examinirte die Kinderchen, plauderte mit den Frauen, gab Witzchen seinen Segen und dem hübschen ärmeländischen Dienstmädchen, das nie unterließ seine Reverende zu küßen, manchen blanken Groschen, und war Allen lieb, wie ein väterlicher Freund, ja fast wie ein wahrer Vater.

„Ich hätte nie gedacht," sagte Leonore eines Abends, als Probst Goldau freundlich wie immer in ihrem Familienzimmer saß und den Frauen behilflich war, aus den Saaterbsen die untauglichen auszulesen, „ich hätte nie gedacht, mit einem katholischen Geistlichen so genaue und herzliche Freundschaft zu schließen. In protestantischen Gegenden fürchtet man dieselben und betrachtet sie doch mit neugierigem Interesse, wie Wesen, die von uns ganz und gar verschieden sind."

„Und warum fürchtet man uns dort?“ fragte freundlich der alte Goldau.

„Je nun, man hält Sie für unduldsam, hält Ihren Glauben den Fortschritten der Wissenschaft und Cultur widersprechend, hält —“

„Ei meine liebe Tochter, warum dieß letztere denn?“ —

„Ich war noch ein sehr kleines Kind, als man mir erzählte, daß Galilei von der katholischen Geistlichkeit gezwungen ward, seine Behauptung, die Erde drehe sich um ihre Achse, zu widerrufen.“ —

„Ja ja, aber man wird Ihnen auch erzählt haben, daß Nikolaus Copernicus, Domherr in Frauenburg, unser jetziges Planetensystem der Welt schenkte, die dadurch gleichsam erst für uns Menschen ihre Unermeßlichkeit erhielt. Doch das hat man Ihnen vielleicht nicht erzählt, daß protestantische Geistliche dem wackern und sanftmüthigen Johann Keppler das Abendmal verweigerten, weil er nicht ganz genau das glaubte, was sie für den rechten Weg zu Gott hielten; auch hat man Ihnen wohl nicht erzählt, daß ein katholischer Priester, ein Jesuit es war, der dem entsetzlichen Wahnsinn der Hexenprocesse Einhalt that, in dem die protestantische Welt fast ein Jahrhundert lang in toller Blutgier

befangen war, oder daß protestantische Priester, sich gegen den Willen des Kaisers auflehnend, durchaus nicht den verbesserten Kalender annahmen. — Meine liebe junge Freundin, die Unduldsamkeit schließt überall und immer das Licht der Weisheit aus, aber Unduldsamkeit ist der traurige Fehler aller Priesterkasten der Welt, die den Spruch: ‚Wer den Altar bedient, soll vom Altare leben,' und nicht den: ‚Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst, und Gott über alle Dinge,' für den wichtigsten halten."

Leonore lächelte. „In der That, wer Sie kennt und ihren Pflegesohn, unsern lieben Freund Goldau, der muß sich mit der katholischen Geistlichkeit ausgesühnt fühlen, sei er auch so sehr Protestant, als er immer wolle, und ich überdieß gehöre mit meinen Ansichten und Ueberzeugungen gar keiner Religionsform an."

„Ein Ding ohne Form, däucht mich, ist gar kein Ding," entgegnete der Greis mit leichtem Kopfschütteln.

„Gedanken, Gefühle sind Dinge ohne Form, und aus ihnen besteht meine Religion, sie bedarf keiner Aeußerlichkeit. Die Schrift sagt: ‚Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, sollen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.'"

„Ganz recht, meine Tochter, aber indem man sich mit Nachdenken an einen Gegenstand hält, giebt man diesem in sich eine gewisse Form. Sie können nicht an Gott denken, ohne sich eine Vorstellung von seinem Wesen zu machen."

„Mein Gott, zu dem ich bete, ist die erhabene Weltseele, die liebevolle, höchst weise, allmächtige Grundursache dieser schönen Welt, und ich erkenne sein Dasein in allem Schönen, Guten, Liebevollen, das ich überhaupt erkenne."

„Und das Böse, meine Tochter? und der Schmerz und die Sünde mit ihren Folgen?"

Leonore schwieg und sah nachdenklich vor sich nieder.

„Nein, meine junge Freundin," sagte der alte Priester, ihr freundlich die Hand auf die Schulter legend, „wir bedürfen schon alle einer Form für unsere Religion, und da ist die christlich-katholische sicherlich die dem Menschengeiste angemessenste. Der Glaube soll uns Antwort geben auf die Räthselfragen des Erdenlebens, dem Gläubigen sind sie keine Räthsel mehr und nur der Gläubige kann getrost dem ganzen Elende des Daseins, sogar dem schrecklichsten desselben, der Sünde, die Stirn bieten. Die Sünde des Gläubigen nimmt der Herr auf sich, damit der von seiner

Last befreite Kraft habe zu neuem Kämpfen und Streben."

In diesem Sinne waren denn auch die Gespräche, die Wilhelm Goldau mit den Freundinnen führte. Sie woben eine Art von silberglänzendem Nebelschleier um die Stirn der Frauen und namentlich um die Leonorens. Sie besuchte jetzt mit Eifer die Messe, sie sehnte sich nach der Beichte, in welcher sie Trost und Erleichterung für ihr Herz zu finden hoffte. In ihrem kleinen Schlafstübchen hing ein Bild des Gekreuzigten, und eine Magdalena, eine Arbeit Wilhelm Goldau's, über ihrem Schreibtisch. Seltsam genug trug dieselbe Leonorens Züge, obgleich sie von ihm lange vor ihrer Bekanntschaft gemalt war.

Zweiundfünfzigstes Capitel.

Der Lenz kam und streute mit voller Hand Blumen auf Wiese und Felder. Die Arbeiten im Garten begannen von Neuem, und die schöne Laube vor der Hausthür trieb frische Zweige. Warum hingen dieselben in Vernachlässigung von den Spalierlatten nieder? Warum wurde die Bewegung und Thätigkeit in Feld und Garten Leonoren plötzlich so schwer? Warum

lag ein dumpfes, drückendes Weh auf ihrer Brust, das ihr das ganze Leben öde und farblos erscheinen ließ bis zu dem Augenblick, wo Wilhelm Goldau eintrat und seine sanfte Stimme sie gleichsam aus einem Traume erweckte?

Wußte sie es denn selbst! konnte sie sich denn Rechenschaft geben von dem Chaos von Gefühlen, die ihre Brust durchwogten!

Wenn die Lehrstunden der Kinder geendet waren und Goldau, in die Laube tretend, die beiden Frauen mit sanfter Stimme begrüßte, wenn er sich bei ihnen niederließ und nun die ernsten, herzigen und belehrenden Gespräche begannen, zu denen er stets Veranlassung zu geben wußte, dann erst, mit dem dämmernden Abend, begann Leonorens Leben. Dann wuchsen ihre Gedanken auf wie Blüthen im Sonnenschein, dann fand sie für jedes Gefühl ein bezeichnendes Wort, dann ward sie heiter, thätig, glücklich, und ihre Staffelei war der Ort, zu dem sie den ganzen Reichthum der Empfindungen trug, die der neue Freund in ihr erweckte. Die beiden Kinder hingen an Goldau mit begeisterter Liebe und ihre Geistesgaben entwickelten sich von Tage zu Tage mehr unter der Leitung ihres Lehrers. Auch Friederike, die ernste Freundin, war gern in seiner Gesellschaft und fühlte

sich durch ihn gehoben, beide Frauen aber waren fern davon, in dieser Freundschaft für einen Dritten, für einen Mann, irgend eine Gefahr zu ahnen. Beide hatten die Blüthe der Jugend bereits hinter sich. Friederike war nahe an vierzig Jahre, Leonore dem dreißigsten nicht fern. Beide kannten die Liebe, und bei beiden hatte das Gefühl, das sie zu Wilhelm Soldau führte, so ganz und gar keine Aehnlichkeit mit der Liebe ihrer Jugend. — Sonst wenn sie Abends beieinander saßen, während die Kleinen, die Gegenstände ihrer gemeinschaftlichen Sorge und Liebe, schliefen, sprachen sie oft bis tief in die Nacht hinein von den beiden Männern, die einer von ihnen durch Bande des Blutes vereint, der anderen durch die Bande der tiefsten Seelenliebe, eine Art von Tausch in ihren Erinnerungen ihnen zum süßesten Vergnügen machten.

Friederike erzählte von Arnold und malte Leonoren in beredten Worten das Bild des Vaters in den verschiedensten Verhältnissen vor. Leonore dagegen sprach von Siegmund und zeigte der horchenden Schwester den geliebten fernen Bruder im magischen Spiegel ihrer Erinnerungen.

Jetzt gedachte man selten, ja nur mit einer gewissen Scheu des Einen oder Andern, und selbst dieser Umstand erregte in den Seelen der Freundinnen keine

Ahnung. Goldau war jünger wie sie, war im Begriff, die geistlichen Gelübde zu leisten, war weder schön noch einschmeichelnd und hielt sich den beiden Frauen gegenüber stets in einer gewissen scheuen Ferne. Es war, als hätte er zwischen sich und ihnen eine Mauer aufgebaut, über die hinweg er zwar mit ihnen sprechen, aber sie nur mit Anstrengung anblicken, ihnen nie die Hand reichen könne. Anfangs hatten die beiden Frauen diese sehr bemerkbare Eigenthümlichkeit des jungen Mannes komisch gefunden, und sie lachten unter sich darüber, später fanden sie dieselbe achtbar bei dem künftigen Geistlichen, dann rührend, dann erhaben, beide aber traten im Lauf der Zeit dreister, vertrauensvoller dem jungen zurückhaltenden Mann als jedem andern Wesen seines Geschlechtes entgegen.

Wäre Wilhelm Goldau ein gewiegter, weltgewandter Verführer gewesen, er hätte gar nicht geschickter operiren können, um seine beiden Freundinnen sicher zu machen. Das war er aber nicht, er war ein schwärmerischer Jüngling, zum Priester von einem Geistlichen erzogen, und überall, selbst in Rom, hatte er nur unter Geistlichen gelebt, die vor den Augen des beobachtenden Neophyten zum mindesten den Schein der priesterlichen Würde stets zu wahren gewußt. —

Der alte Pflegevater hatte in seiner Herzenseinfalt die Versuchung für seinen Sohn sich immer nur in dem Bilde vorgestellt, in welchem sie dem heiligen Antonius entgegentritt, als ein schönes, schamloses Weib, das seine unverhüllten Reize dem zurückbebenden Heiligen frech entgegen trägt. Daß der Umgang mit den sittigen, einfachen und so achtbaren Damen auch eine Versuchung für seinen Pflegling sein könne, kam ihm nie in die Seele.

Anders war dieß bei dem Jünglinge. Er war noch nicht lange neben den beiden Frauen, als er sich deutlich bewußt ward, daß diese Bekanntschaft der Probirstein für seinen geistlichen Beruf sein müsse.

Daß er sie schön fand beide, da sie beide sich überdieß sehr ähnlich sahen, wäre ihm nicht von Bedeutung gewesen. Er kannte Frauenschönheit als Maler schon in mannigfachen Formen, daß sie aber dachten, sprachen, wirkten, mit vollem menschlichen Selbstbewußtsein, daß sie trotz des hohen Grades ihrer Bildung, trotz ihrer seltenen Begabung, zu ihm mit aller echt weiblichen Demuth empor blickten, daß sie bei ihren Ansprüchen an's Leben, so einfach, so ganz in weiblicher Weise arbeiteten und schafften, das unterschied sie für ihn von allen Frauen, an denen sein Lebensweg ihn bisher vorüber geführt.

Zu dem wollten es die Verhältnisse, daß diese Begegnung keine flüchtig vorübergehende sein sollte. Der Aufenthalt in jener reizenden Gesellschaft war ihm bald eine theuere Gewohnheit. Er fühlte, daß alle seine Kräfte und Fähigkeiten sich fröhlich entwickelten, daß nichts in der Welt seines Innern brach und los dalag, während er mit seinen Freundinnen verkehrte, er fühlte sich glücklich, unaussprechlich glücklich, und doch lag eine bange Sehnsucht, ein leiser nagender Schmerz im Hintergrunde dieses Glückes, der es vielleicht nur um so süßer, um so entzückender erscheinen ließ.

Und nun kam der Mai mit seinen Düften und Blüthen, mit dem Golde seiner Sonnenstrahlen und dem Silber seiner rieselnden Bäche. Der Mai mit seinen Sehnsuchtsträumen, die wohl jeder von uns tief, tief in der entzückten Seele gefühlt hat. — Wilhelm Goldau hätte den Weg von seiner Klosterzelle bis in Leonorens Gartenlaube mit verbundenen Augen machen können, das schlagende Herz hätte ihn zu jeder Stunde richtig geführt.

Ich sage zu Leonorens Laube, denn lange schon war die ältere Freundin vor seinen Augen gleichsam zum Schattenbilde der jüngeren geworden. Friederikens lebhaftes geistvolles Wort, ihre süßen Melodieen

gehörten noch immer in Goldau's Glücksträume, ihre Persönlichkeit nicht mehr, sie war für ihn kein Weib, nur eine Menschenseele; Leonore aber, in ihrer Nähe erzitterten seine Nerven, schlug sein Herz in rascheren Schlägen, rauschte und wallte sein Blut in heißen Wellen.

Arnold gab vor Jahren seine erblühende Tochter in bürgerliche beschränkte Verhältnisse, um sie vor der Versuchung zu bewahren. Leonore flüchtete freiwillig in die tiefste Einsamkeit; aber ach, überall, wo das Herz schlägt, wo das Auge sieht, das Ohr hört, überall auf dieser Erde wohnt die Versuchung, und Leonoren hatte sie nie näher gestanden als eben jetzt, und nie hatte sie eine weniger erkennbare Gestalt. Wilhelm Goldau, der Mann, der so nichts begehrend, so unscheinbar in seiner äußeren Erscheinung nicht einmal der Selbstbeherrschung zu bedürfen schien, um sich in sittigster Ferne von seinen beiden Freundinnen zu halten, hatte wilde Träume, kämpfte stündlich mit glühenden Gedanken und hielt sich nur darum so fern, weil er sich deutlich bewußt war, daß er der körperlichen Entfernung bedürfe, um nicht in den Flammen glühendster Leidenschaft aufzulodern. —

Es war Abend. Die Glocken vom Dome klangen, zum Ave Maria rufend, hell über den See herüber.

Friederike, die den ganzen Tag mit dem heftigsten Kopfweh gekämpft hatte, mußte sich in ihr Schlafzimmer flüchten, als Goldau mit den Kindern in die Laube trat. Witzchen hatte Reußen gelegt und rief seine beiden fröhlichen Gefährten in den Kahn, nach dem Fange zu schauen. So saßen Goldau und Leonore zum Erstenmale ohne Zeugen einander gegenüber in der dämmernden Laube. Das Abendroth webte einen Purpurschleier um den silbernen Spiegel des Sees und der Neumond neigte sich, ein goldiger Elfenkahn, nieder in die schimmernde Fluth. Es rauschten die Wellen und sangen Liebeslieder, und Goldau — lag zu Leonorens Füssen und drückte sein Gesicht in ihren Schooß und hauchte mit bebender Stimme Worte der glühendsten Leidenschaft in das Ohr seiner Gefährtin.

Sie neigte sich zu ihm, sie fühlte sich krampfhaft von seinen Armen umschlungen, seine Küsse brannten auf ihren Lippen.

Berauscht, verwirrt, gänzlich hingerissen von dem Strome ihrer Gefühle, erwiederte sie einen Moment lang seine Küsse. Im Nächsten durchzuckte ihre Seele wie ein fahler Blitz die Gewißheit: die Liebe ist nicht ewig! sie ist ein vorübergehender Traum, und wer demselben erliegt, opfert sein Höchstes, das einzig

Unwandelbare des Erdenlebens, seinen Rechtsbegriff, einem mehr oder minder flüchtigen, vorübergehenden Rausche.

Es war nicht eine Reihe von Worten, die sie dachte, es war ein Bild, eine augenblickliche Ueberzeugung, ein Etwas, das wie jene entsetzlichen tropischen Windstöße, mit einem einzigen furchtbaren Hauch Alles knickte und zerbrach, was sie mühsam in tausend Kämpfen im Laufe ihres Lebens erbaut, alle jene Bäume der Hoffnung und Ruhe entwurzelte, denen die Thränen ihres Lebens befruchtender Thau, das Glück desselben bisher belebender Sonnenschein gewesen.

Sie hatte sich aus Goldau's Armen gewunden, die Kinder kehrten jubelnd mit dem Ertrag ihres Fischzuges in Begleitung des alten Kutschers heim. — Eine Windsbraut flog tobend über den See, Wolken ballten sich im Osten und überzogen im raschen Fluge das Himmelsgewölbe. Goldau war mit den Kindern in's Zimmer und dann allein in's Kloster zurückgekehrt, Leonore aber saß noch immer, den Kopf in die Hand gestützt, und gedachte der Liebe, die in ihrem Herzen verloschen und der, die neu in demselben aufgeflammt war. Sie hätte die Nacht, die wild und tobend hereingebrochen, so zugebracht, ohne

die Regenströme zu fühlen, die so stark waren, daß sie sich Bahn brachen durch die leichte Verdachung der Laube, wenn nicht Friederike, sie suchend, zu ihr getreten wäre.

Der Freundin, die ihr Mutter und Schwester zugleich war, warf sie sich weinend an die Brust und die Thränen gaben ihrem Herzen die erste Erleichterung.

Die Kleinen schliefen. Im Kamin brannte Feuer und beleuchtete mit seinem wechselnden Schein die bleichen Gesichter der beiden Frauen, deren Aehnlichkeit in diesem grellen Lichte etwas Seltsames, Geisterhaftes hatte.

„Ich liebe ihn, ja ich liebe ihn!“ flüsterte Leonore zu Friederikens Füssen knieend und die bleiche Stirn an ihre Brust gedrückt. „Ich liebe ihn, anders als Siegmund, aber eben so heiß, eben so Alles verzehrend, eben so wahr und ausschließlich. Gott! Gott! so habe ich denn die einzige Rechtfertigung des Verbrechens, das ich an meinem Gatten, an meinen Kindern, an meinem Selbstgefühl beging, rettungslos und für ewig verloren! Die Liebe zu Siegmund war weder dauernd noch unbesiegbar. Fester Wille, Pflichttreue, Gottvertrauen hätten mit Hilfe der Zeit dasselbe Resultat hervorgebracht, wie jetzt eine andere unerlaubte Leidenschaft. Ich denke ruhig, mit voller

Fassung und nur mit dem Gefühl der Theilnahme an den Mann, der einst zwischen mir und Gott, ein Bild des einzigen, möglichen, denkbaren Erdenglückes zu stehen schien. Ich liebe ihn, diesen stillen bleichen Mann, und meine Kraft, mein Glück, mein Selbstbewußtsein liegt in seiner Hand, wie einst in den Händen Deines Bruders, er kann es zerdrücken wie Wachs, wenn er es ernstlich will und —"

„Und er?" sagte Friederike tonlos und mit zitternder Stimme, „liebt er auch Dich, Leonore?"

Sie blickte empor. „Wie, wie meinst Du das? zweifelst Du an seiner Liebe, meine Mutter, meine Schwester?"

„Ich zweifle nicht, ich frage nur," entgegnete Friederike mit wiederkehrender Festigkeit. „Du bist seiner Liebe gewiß, meine Leonore?"

„Gewiß! ja ich bin seiner gewiß, und ich glaube an seine Liebe, wie man an das Menschenherz überhaupt glauben kann, jetzt liebt er mich; aber das Gefühl, das wir ewig wähnen, ist vergänglich wie Woge und Wind."

„Wohl uns, daß dem also," rief Friederike, die gefalteten Hände mit eigenthümlichem Blick zum Himmel erhebend, „die Leidenschaft flieht, mit ihr

der Schmerz, aber Wohlwollen, Freundschaft, Achtung sind dauernd und der Rechtsbegriff ist ewig."

Leonore verhüllte ihr Gesicht mit den Händen und fügte schluchzend hinzu: „Auch die Reue ist es."

„Komm', mein Herz," sagte die ältere Freundin mit dem Tone tiefster, mütterlichster Liebe, „komm' und leg' Dich zur Ruhe. Deinem Körper schaden Gemüthsbewegungen und Du bist Deine Gesundheit mir und Deinen Kindern schuldig."

Weinend stützte Leonore sich auf die Schulter der Kräftigen und ließ sich von ihr leiten wie ein Kind; als sie aber von der Freundin liebreich geküßt in ihrem Bette lag, hörte sie lange, lange noch den Schritt derselben, die langsam und gleichförmig in ihrem Zimmer auf und abging, und als sie am Morgen zusammentrafen, waren Friederikens Wangen bleich, ihre Augen geröthet, wie nach einer durchwachten Nacht.

Der Tag war noch nicht weit vorgerückt. Er war klar und goldig und die kleine Familie saß schweigend beim Frühstück in der Laube, denn auch die Kinder, die im Alter und Verständniß vorgerückt, fühlten die Aufregung und Mißstimmung der Erwachsenen und bemühten sich, durch ein ruhiges Betragen und sanftes Schmeicheln denselben angenehm

zu sein. — Da kam des Weges daher mit seinem gewohnten ruhigen Schritt der alte Probst Goldau, sonst um diese Stunde ein seltener Gast.

Leonore fühlte einen Stich im Herzen, als sie den Greis erblickte, dem die Kinder sehr erfreut entgegen sprangen.

Der wackere Alte plauderte ein wenig mit Beiden, gab ihnen seinen Segen und trug ihnen dann auf, ihre Schularbeiten zu machen, und als er sich so den beiden Frauen allein gegenüber sah, sagte er schnell und ohne Vorbereitung: „Ich komme im Auftrage meines Wilhelm zu Ihnen, werthe Frau, aber was ich Ihnen zu sagen habe, kann auch die liebe Dame hier recht gut hören.“

„Sprechen Sie,“ entgegnete Leonore tonlos und zitternd.

„Ja! meine Gute, mein Wilhelm, der sich bis dahin zu einer geistlichen Laufbahn vorbereitete, theilte mir heute in aller Frühe mit, daß er Ursache habe, an seinem Beruf zu solcher zu zweifeln, indem er eine heftige Liebe zu Ihnen gefaßt. Ich bin ein alter Mann, ein alter Geistlicher, ich verstehe von diesen Dingen nichts, als daß die Ehe eben so wohl ein Sacrament ist als die Priesterweihe. Sie sind eine wohlansehnliche freundliche Person, Sie halten

Ihr Haus und Ihre Kinder in guter Ordnung, sind fleißig und rechtlich und ich würde mich freuen, Sie als Tochter zu lieben. Ich bin nicht reich, aber ich würde immer noch die Mittel finden, meinem Adoptivsohn einen Hausstand zu gründen; er ist noch jung genug, was Neues zu unternehmen; so komm' ich denn, Sie nach zweierlei zu fragen: Erstens, ob Sie entschlossen wären, meinen Wilhelm zu Ihrem Gatten anzunehmen und noch etliche Jährchen, vielleicht zwei oder drei auf ihn zu warten, bis er sich so in der Landwirthschaft vervollkommnet hat, daß er ein kleines Gut übernehmen kann. Es wird mir und meinem Wilhelm kein Anstoß sein, daß Sie zum protestantischen Glauben gehören, denn ich sollte denken, daß ein wackerer Mann seine Frau müsse auf den rechten Weg führen können. Zweitens, ob Sie Witwe und daher frei sind, sich mit einem Mann von Neuem zu verbinden? aus Ihres Herrn Onkels Worten konnte ich das nicht so recht entnehmen."

Leonore war todtenbleich geworden und zitterte heftig, aber nachdem sie sich ein Paar Augenblicke gesammelt hatte, sagte sie langsam und fest: „Ich bin noch verheirathet, mein lieber Herr Goldau, bin es nach göttlichen und menschlichen Gesetzen, und lebe von dem Vater meiner Kinder nur getrennt, weil

ich eine Sünde gegen das sechste Gebot begangen habe. Beten Sie für mich, mein hochwürdiger Freund, trösten Sie Ihren Sohn und sagen Sie ihm, daß ich ihm tausend Gottessegen wünsche, aber nie mehr wiedersehen darf."

„Gottes Wille geschehe," entgegnete der Greis mit betrübtem Tone, „und möge diese traurige Erfahrung meinen Wilhelm zu einem echten und gerechten Priester machen, der sein ganzes Herz seinem Gott zum Opfer bringt." — Er stand auf und entfernte sich und ließ die beiden Freundinnen allein.

Eine Stunde später brachte einer der kleinen Chorschüler Leonoren folgenden Brief:

‚Wie auch Deine Vergangenheit gewesen sei, Du Seele meiner Seele, in welchen traurigen Verhältnissen auch Deine Gegenwart hinfließt, es giebt auf dem Runde dieser großen und schönen Erde mehr als einen Zufluchtsort für das schönste Glück, was dieselbe zu bieten hat, eine freie und aufrichtige Liebe. — Du liebst mich, Leonore, jeder Nerv meines Seins, jeder Schlag meines Herzens bestätigt mir diese beseligende Gewißheit — was bedürfen wir mehr? Komm, meine Seele, meine Taube, meine Heißgeliebte, komm, folge mir, fasse Muth zu einem Entschluß.

‚Ich führe Dich über's Weltmeer und in irgend einem Winkelchen der Erde bauen wir uns ein Haus. Mein Talent und das Deine, mein Wissen und Dein Fleiß werden uns und Deine lieblichen Kinder ernähren. Du bist mein, einzig mein, welche Rechte auch ein Anderer auf Dich haben mag, die Liebe allein heiligt den Bund zweier Herzen. Die Liebe, diese Himmelsflamme, die die sündige Lust von den Schlacken der Erde rein brennt, sie vergeistigt, vergöttlicht. Sei mein, mein Weib, mein Alles, meine Leonore, welcher Confession Du auch angehörst; nicht der Priester weiht und knüpft die Ehe, sondern die Liebe thut es, die Liebe, deren voller Glutstrom unsere Herzen durchzieht, die ewig ist, weil sie göttlichen Ursprungs, die der Sünden Menge bedeckt, und die Erde zum Himmel macht! Leonore, o ich zweifle nicht, ich mag nicht zweifeln, Dein Kuß hat mir gesagt, daß Du mein eigen bist. Wilhelm.

‚In einer Stunde bin ich bei Dir, meine Geliebte.‘ —

Leonore las diesen Brief und las ihn wieder. — Ein Gefühl unsäglicher Traurigkeit lag in ihrem Herzen. Sie versuchte es zu antworten, aber es war ihr unmöglich, bittere Scham, heißer Schmerz, banges, banges Sehnen durchwogten ihr Herz. Wie

unwürdig erschien sie sich der Liebe Goldau's, und doch schämte sie sich, sie eingeflößt zu haben und zu theilen, und ach! wie wünschte sie dem Zuge ihrer Seele folgen zu dürfen.

Friederike beschäftigte die Kinder, nahm alle Wirthschaftssorgen auf sich und ließ die Leidende träumen und weinen. Nichts störte den Strom ihrer Gedanken als der Eintritt Goldau's, der plötzlich vor ihr stand und mit unendlicher Liebe in ihre Augen blickte. —

Aber dieser Blick reichte aus, ihr Fassung und Besinnung zu geben.

Mit der Schüchternheit eines Jünglings hatte Goldau ihre Hand ergriffen, sie fühlte das Zittern der seinen und deutete ihm leise, sich neben sie zu setzen.

Er that es, und nun begann sie ihm die Geschichte ihrer Vergangenheit zu erzählen. Anfangs mit zitternder Stimme, zögernd, stockend, allmählig aber floß der Strom ihrer Worte ruhig und gleichmäßig. Sie klagte sich nicht an, einfach erzählte sie nur die Thatsachen ihres Geschicks, ihrer Liebe, ihrer Schuld.

„Und so lieben Sie mich nicht?" sagte Goldau und blickte ihr fest in die feuchten Augen.

„Doch, doch, Wilhelm," entgegnete sie mit bebender Lippe; „aber ich kenne jetzt die Vergänglichkeit

jedes Gefühls, und ich mag und ich werde nicht Ihr reines und edles Herz der Reue, den Gewissensbissen öffnen. Wir müssen uns trennen und wir werden uns trennen. Den Schmerz wird die Zeit lindern, die Leidenschaft wird vor ihren sänftigenden Einflüssen verbleichen. Die heilige und reine Erinnerung an unsere Liebe, ja diese Liebe selbst, so weit sie himmlischen Ursprungs ist, wird uns bleiben. Ich werde bei der Trennung von Ihnen vielleicht mehr, gewiß aber so viel als bei der von Siegmund leiden, aber ich werde Ihrer gedenken mit unwandelbarer Freude, Ihrer und Ihrer edeln Liebe, der ich werth zu bleiben mich bestreben will. Gehen Sie mit Gott, Wilhelm, bilden Sie Sich ein Leben, suchen Sie Sich ein anderes Ihrer würdigeres Weib, oder weihen Sie Sich mit voller Willenskraft Ihrem geistlichen Beruf, geben Sie mir das Beispiel, wie ein edles und muthiges Menschenherz sich den Verhältnissen, die der Ausdruck des göttlichen Willens für uns sind, zu fügen weiß." —

Er erhob sich. Er berührte die Geliebte nicht mehr, nur sein Auge haftete mit tiefem Blick auf ihren thränenverschleierten Augen. — „Gott segne Sie, Leonore, meine Freundin, mein Stern!" sagte er mit seiner lieben, sanften Stimme. Es waren die

letzten Worte, die Leonore von ihm hörte. Er nahm nicht Abschied von Friederiken und den Kindern, sondern ging langsam um das Seeufer nach dem Klostergebäude zurück. Am andern Morgen brachte Probst Goldau den Schülern seines Sohnes und den lieben Damen das Lebewohl desselben, er war nach Heilsberg gegangen, die Weihe zu empfangen und hatte beschlossen, eine der Missionen nach den Südsee-Inseln zu begleiten. Der alte Mann sagte das so ruhig, so Gott ergeben und ging so still und gefaßt seines Weges; als aber Leonore in Friederikens Augen sah, da fand sie diese voll schwerer, glühender Thränen, und da die Freundinnen sich in die Arme sanken, flüsterte sie in Leonorens Ohr: „Ich hab' ihn geliebt, wie Du, mehr noch vielleicht — wir weinen zusammen.“ —

Dreiundfünfzigstes Capitel.

Wer sie empfunden hat, jene heißen, nagenden Schmerzen, die der Abschied von einem geliebten Wesen in den Zurückbleibenden erweckt, der wird den Zustand der beiden Frauen beurtheilen können. Die Einsamkeit glotzte mit hohlen Augen ihnen aus allen

Winkeln entgegen, die Stunden, die den Freund sonst zu ihnen führten, schwebten wie ein regenschweres Gewölk über ihren Herzen. Ein Gefühl des Erwartens lag fest in ihren Seelen und ließ sie zucken bei jedem Thürgeräusch, zusammenfahren bei jedem Tritt. Wie schmerzlich sie aber auch litten, sie hatten Trost aneinander, da sie bald den Muth gewannen miteinander über den Abwesenden zu sprechen und sie wußten, daß die Schmerzen und Aufregungen des gegenwärtigen Augenblicks vorübergehend seien. —

Friederike fühlte sich veranlaßt, auf's Ernstlichste für den Unterricht der Kinder zu sorgen und Leonore, ihrem Beispiele folgend, warf sich mit aller Kraft auf die Geschäfte ihrer Haushaltung und ihre Kunst. —

Die echtesten Werke des Genies, besonders des weiblichen, sind Perlen, sie verdanken ihre Entstehung der Thatkraft des Geschöpfs, das sich in seiner ihm natürlichen Weise gegen die Verletzungen schirmt und wehrt, die das Verhängniß ihm zugefügt. Sie entstehen und wachsen gern in Einsamkeit und Stille und sind rein und köstlich wie der Diamant, wenn sie auch nicht wie dieser funkeln und glänzen.

Zum Erstenmal hatte Leonore sich mit ihrem Pinsel an ein größeres Werk gewagt, bei dessen Entstehung sie weder an ein Publicum, das dasselbe

betrachten sollte, noch an die Möglichkeit der Verwerthung dachte. Sie malte zu ihrem eigenen Trost und sie fand denselben in ihrer Arbeit.

Sie träumte von der Möglichkeit, daß Siegmund und Wilhelm sich in jenen fernen Gegenden des Erdballs, die Beide, obgleich in verschiedener Absicht, jedoch aus gleichen Gründen aufgesucht hatten, begegnen könnten und wie das Bild einer solchen Begegnung vor den Augen ihres Geistes stand, so versuchte sie es auf der Leinwand fest zu halten. Die tropische Landschaft erwuchs in wunderbarer Gluth und Frische unter ihrer Hand und ihre Seele sonnte sich in den Strahlen des Lichtes, von dem sie glaubte, daß es die Häupter ihrer Freunde beleuchte.

Beide Freundinnen sahen indeß ein, daß der kleine Siegmund jetzt nothwendig ihre Einsamkeit verlassen und in eine Schule treten müsse. — Eigenthümlich genug war die Furcht vor der Trennung von dem herzigen, klugen und schönen Knaben ein Gegengift bei den Schmerzen der Sehnsucht nach dessen Lehrer. Leonore warf sich das Bangen nach dem fernen Freunde als eine Art von Sünde gegen ihren Sohn vor, dessen Nähe sie jetzt so bald entbehren sollte. „Im Besitz meiner Kinder," sagte sie sich selbst, „soll ich Befriedigung meines Herzens,

meinen Lebensberuf und mein Glück finden, das ist Naturgesetz und folglich Gottes Wille.“ Ihr Verstand sah dieß auch klärlich ein, und die Erkenntniß hat bei guten und strebenden Menschen immerhin doch einigen Einfluß auf das widerstrebende, eigenwillige Herz.

Indeß begann auch die Zeit ihre allmächtigen Wirkungen zu thun. Leonorens Sehnsucht nach dem Abwesenden ward milder und milder, ihre Arbeiten, ihre häuslichen Sorgen, ihre lieblichen Kinder, die Freundschaft Friederikens und vor Allem auch das Bewußtsein, daß sie recht gehandelt, nicht nur in Bezug auf sich und ihre Kinder, sondern auch in Bezug auf Wilhelm Goldau und seine Zukunft, goß Ruhe in ihr Herz, und das Glück, so weit es in Frauenseelen möglich ist ohne die Liebe, wohnte von Neuem in dem kleinen Hause am Seeufer.

Wenn Leonore und Friederike Goldau's gedachten, so war es mit der Ueberzeugung, daß sein Leben unter ihnen ihn jedenfalls noch zu dem erwähnten Lebensberuf erkräftigt und geweiht habe. Sie mußten sich sagen, daß eine Ehe mit einer geschiedenen Frau, eben so wie jedes andere Liebesverhältniß, das Gewissen des im katholischen Glauben erzogenen und zum Priester bestimmten Jünglings beschwert hätte.

Sie wußten ferner Beide, daß jede Ehe im Lauf der Jahre den Schmelz des Entzückens auch von der herzlichsten Liebe abstreift und daß ohne denselben das schwärmende Herz Wilhelms in der einfachen Alltäglichkeit des Familienlebens keine Befriedigung gefunden hätte. Nur das Unerreichbare kann Ideal sein, und indem Leonore dem Jünglinge unerreichbar blieb, konnte sie hoffen, ihm das schönste Glück in seiner eigenthümlichen Lebensrichtung, das Glück einer idealen Liebe zu sichern.

Jede Pflichterfüllung hat, wenn wir uns ihr auch anfangs mit großem Schmerz unterziehen, eine Fülle von Herzensberuhigungen als natürliche Folgen hinter sich. Das Rechte ist eben nur Recht, weil es mit unsern besten Regungen, unsern reinsten Ueberzeugungen vollkommen übereinstimmt.

Indem wir es wählen, besiegen wir nur Leidenschaften, die dem Einfluße der Zeit doch endlich gewichen wären und die, wenn dieß nicht der Fall sein sollte, wenn sie wachsen und wuchern, unser besseres Ich abtödten und überwuchern, im Kampfe mit denselben aber jene garstigen, furchtbaren Zuckungen und Seelenkrämpfe erregen, die man Gewissensbisse nennt.

Glück und Ruhe kehrten wieder in das Herz

Leonorens. Ihre Freundschaft für Friederike ward täglich wärmer und wie ihr schönes Gemälde entwickelten sich täglich mehr und mehr die Seelen- und Körperkräfte ihrer lieblichen Kinder.

Mehr als je in ihrer Vergangenheit dachte Leonore jetzt mit Mitleid, Theilnahme und Reue an den Vater derselben. Sie fühlte, daß sie, wenn sie Kandern gegenüber gehandelt hätte, wie sie gegen Wilhelm Soldau zu handeln den Muth gehabt, sie sowohl dem Geliebten, als dem Gatten Genüge gethan. Eine schuldige Liebe, wie süßes Glück sie auch in ihrem Genuß gewähren mag, bleibt immer ein schwarzer Fleck in der Erinnerung eines rechtlichen, edeldenkenden Mannes, wie Siegmund von Kandern. Selbstüberwindung aber, das Bewußtsein auch im Kampf mit dem Herzen seine Pflicht gethan zu haben, ist jener Stein Opal, von dem erzählt wird, daß er die tiefste Finsterniß mit einem rosigen Strahl seines eigenen Lichtes durchleuchte.

War dieser Strahl in ihrem Herzen, so blieb die Fortdauer ihrer Ehe mit Rauscher eine Möglichkeit für sie, so hätte sie bei wachsender Einsicht und zunehmender Fertigkeit im Guten auf das Herz dieses Mannes veredelnd und erhebend einwirken und so

den Platz ausfüllen können, auf den sie nach Gottes Willen gestellt war.

Wie roh auch ein Mann sein mag, erkennt er während der Dauer seiner Ehe in seiner Gattin ein herzensreines, unabläßig nach dem Guten strebendes Wesen, so wird er sich seiner eigenen Unlauterkeit, wenigstens in besseren Augenblicken vom Herzen schämen und diese Scham übt eben selbst ohne bewußten Willen der Frau den ungeheueren, höchst segensreichen Einfluß auf die männliche Seele.

Das war zu spät für Leonore. Siegmund hatte in ihr das schwache, der Stimme des eigenen Blutes mehr, als der des Gewissens folgende Weib, Rauscher in ihr eine Ehebrecherin erkannt. Ihren Kindern aber wollte und konnte sie noch eine treue, tadellose Mutter sein. Dieß war die Pforte, die Gott ihr offen gelassen, die letzte Pforte für sie zum Eintritt in den Himmel der Seligkeit, die hier auf Erden schon begonnen haben muß, wenn wir in der unbekannten Zukunft nach dem Tode sie erhoffen wollen: die Seligkeit eines guten Bewußtseins. —

So überwand sie denn das zagende Herz und that alle Schritte sich von ihrem Knaben zu trennen. Er sollte das Gymnasium in Rastenburg besuchen, dort war er ihr am nächsten. Dort kannte man die

Schicksale seiner Mutter nicht und sie konnte hoffen, daß dieselben daher auch ihrem Sohne noch verborgen bleiben würden.

Der kleine Siegmund ward von dem Director geprüft und zu Leonorens großer Freude reif für Oberquarta gefunden. „Goldau's Verdienst!“ dachte die Mutter mit einer warmen Herzensregung und Friederike sprach es aus.

Man packte Ranzen und Kofferchen des Oberquartaners, man versorgte seinen Victualien-Kober mit Aepfeln, Nüssen, Würsten und weißen Brödchen. Leonore hatte feinere Hemden für ihren Knaben genäht und manche späte Stunde darüber gesessen. Anna hatte ihm neue Strümpfe gestrickt, eine hübsche Schülermütze gehäkelt, hatte in seine Taschentücher seinen Namenszug S. R. mit fleißiger Kinderhand gestickt; ach und wie viel Thränen dabei geweint, die ersten heißen Schmerzensthränen ihres Kinderlebens. Witzchen und das Hausmädchen hatten ebenfalls für den aus dem Hause ziehenden Sohn gearbeitet und geschafft, und Tante Friedchen beschenkte ihn mit Büchern und einem hübschen kleinen Hunde, den er sich schon sehr lange zu besitzen gewünscht hatte. Probst Goldau, der den muntern Knaben vom Herzen liebte, schenkte ihm ein schönes Cruzifix

aus Holz geschnitzt und hatte ein Papierblatt daran befestigt, auf dem von seiner großen Handschrift der Spruch des alten Tobias geschrieben stand: ‚Dein Leben lang habe Gott vor Augen und im Herzen und hüte Dich, daß Du in keine Sünde willigst, noch thust wider Gottes Gebote.‘

Und so ausgerüstet und von tausend Segenswünschen begleitet, zog an einem lichten Septembermorgen der Sohn aus dem Mutterhause. Sein junges Herz voll von guten Vorsätzen, seine glänzenden Augen geschwellt von mancher heißen Abschiedsthräne und doch innerlich erfüllt von freudiger Neugier auf das Leben, das nun kommen sollte.

Leonore stand auf ihre Freundin gelehnt in der Thür ihres kleinen Hauses und sah dem Scheidenden nach mit tief bewegter Seele.

Ihr ganzes Herz war ein Gebet, es war aufgelöst, zerflossen in der Bitte um den Schutz Gottes für ihren in die Welt tretenden Sohn.

Und wie leer war nun das Haus, das der lebensfrische Knabe nicht mehr mit heiterem Geräusch füllte!

Seit Siegmunds Entfernung trat Anna mehr und mehr in die nächste Herzensnähe der Mutter und Tante.

Sie war nun kein Kind mehr, das mit dem wilden Gefährten tobte und tollte, sie war ein kleines Mädchen, das bangend des Fernen gedachte und sich mit immer zunehmender Innigkeit an die Herzen anschloß, die ihr auch körperlich nahe geblieben. Sie arbeitete für den abwesenden Bruder, sie schrieb an ihn, sie sang mit weichem Kinderstimmchen seine Lieblingslieder, fütterte seine Tauben und Kaninchen und zählte die Tage, bis das Christfest den stattlichen Schüler zum Besuch in die Heimath bringen sollte.

Für Leonoren war die Trennung von ihrem Knaben das beste und vollständig ausreichende Heilmittel von der Sehnsucht nach Goldau. Es war ein legitimer Schmerz und ein tiefer inniger, in jeden Lebensnerv des Mutterherzens eingreifender, und unter seinem Einfluß wuchs und entfaltete sich mehr und mehr ihr schönes Gemälde.

Doch sollte die Arbeit daran plötzlich in Stocken gerathen und zwar durch ein Ereigniß, das wie ein heftiger Donnerschlag in das stille und friedliche Leben der Frauen fiel.

Der Justizrath gab ihnen die erste Nachricht davon durch einen Brief:

‚Meine liebe Leonore,‘ schrieb er, ‚ich glaube, daß Du mir es Dank wissen wirst, wenn ich Dir

mittheile, daß Rauscher am Dreizehnten vom Schlage gerührt ist. Ein kräftiger vollblütiger Mann wie er, hätte Ursache gehabt, recht mäßig zu leben, Rauscher liebte aber den Wein, und wenn er auch kein Säufer war, so ruinirte er doch seine Gesundheit durch den Genuß desselben. In Folge eines großen Aergers, den er auf dem Gericht hatte, bei dem er arbeitete, traf ihn das Unglück. Er ist auf der rechten Seite vollständig gelähmt und durchaus unfähig, sich zu bewegen. Ich denke, Du mußt alle diese Umstände bald möglichst erfahren, da es ja Deine Absicht sein kann, den Kranken, der gesetzmäßig noch immer Dein Gatte ist, zu pflegen. Solltest Du wirklich zu ihm wollen, so benachrichtige ich Dich, daß die Post von Rastenburg nach Königsberg jeden Abend um sechs Uhr abgeht und daß Rauscher, Landhofmeister-Straße Nr. 8 wohnt. Meine Frau grüßt Dich bestens und ich bin mit unveränderter und unveränderlicher Freundschaft

Dein Onkel

Delbruck.'

So sollte sie Rauscher wiedersehen! Denn daß dieß Wiedersehen ihre Pflicht und eine eiserne Nothwendigkeit sei, stand bei Leonoren außer aller Frage. — Sie packte die nothwendigsten Effecten, sie empfahl der Freundin ihr Haus und ihre Anna, sie

drückte in Rastenburg ihren Knaben an's Herz und fuhr durch die dunkle tobende Winternacht ihrer Pflicht entgegen.

Seit fast zehn Jahren hatte sie ihren Gatten nicht gesehen! — Die Erinnerung an ihn war eine unsäglich schmerzliche, wie würde sie ihn wieder finden? -- Der wilde Wind tobte und brauste um den schwankenden Wagen, von Zeit zu Zeit zerrissen die Wolkenschleier und ließen einzelne Sterne oder kleine Sterngruppen am Himmel sichtbar werden. Dort stand der Orion, sie sah seinen lichten Gürtel durch die Wolkenmasse blitzen, unter ihm schwamm der zarte Lichtnebel, der zu dem schönen Sternbilde gehört. O wie erinnerte dieser Lichtnebel sie an Siegmund, der so gern und so belehrend mit ihr von der Größe der Schöpfung gesprochen, der ihr diese Lichtnebel bald als Weltenkeime, bald als aus unendlichen, der Phantasie untrennbaren Fernen zu uns hinüberschimmernde Weltsysteme bezeichnet hatte. Seit ihrer Trennung von Wilhelm Soldau war ihre Seele zurückgekehrt zu der Religion ihrer Jugend, die, sich auf die Erkenntniß Gottes in seinen Werken basirend, aller geoffenbarten Religionsformen nicht bedarf, um Gott zu lieben und ihm zu vertrauen.

Wohl achtete und ehrte sie die Glaubensform

aller anders Denkenden. Der, welcher Gott sucht in der Natur, ist sicherlich tolerant gegen jede Religionsansicht, die nicht erheuchelt ist, denn eben dem Suchen nach der ewigen Wahrheit verdanken ja alle Offenbarungen ihre Entstehung.

„Wo mag er nun weilen, der Freund meiner Jugend?“ dachte Leonore, die Augen auf den Silbernebel Orions gerichtet. „Meine Liebe, die ihn aus der Heimath vertrieb, die sein edles Herz durch eine unreine Erinnerung befleckte, wird sie ihn durch Nacht zum Licht, durch Fehler und Irrthümer zu Tugend und Wahrheit geführt haben? O Gott, mein Gott, Du Urquell alles Lichtes und aller Liebe, laß ihn das Glück finden. Das Glück ist die Versöhnung unserer Wünsche mit unseren Pflichten, das wird, das muß seine große und edle Seele längst erkannt haben. Seine Pflichten liegen in seiner Heimath neben seiner greisen Mutter, im Kreise der vielen Menschen, die seiner Sorgfalt und Großmuth anvertraut sind, da muß er das Glück suchen und finden. — Sie fühlte, daß sie nie aufgehört habe den fernen Freund zu lieben, daß nur durch die Verirrung ihres Herzens zu dem Manne, der in ihrer Einsamkeit so plötzlich neben ihr stand und dessen Eigenthümlichkeit so manche früher unberührt gebliebene Saite ihres

Gemüthes ertönen ließ, sie nur über den irdischen Beisatz ihrer Jugendliebe aufgeklärt und von demselben geläutert worden sei.

Sie wußte, daß sie Siegmund lieben konnte und durfte, wie sie ihn jetzt liebte trotz aller Verhältnisse, die ewig trennend zwischen ihm und ihr lagen, und sie wußte auch, jetzt wußte und fühlte sie es, daß die Bekanntschaft mit Wilhelm Goldau ihr und ihm zu ihrer Veredlung und zum Eingehen in ihre Lebensbestimmungen nothwendig gewesen sei.

Unter solchen Gedanken und Träumen erreichte sie Königsberg beim grauenden Morgen. — Sie ruhte eine Stunde im Deutschen Hause, ließ ihr Gepäck dort und ließ sich in die Wohnung Rauschers führen — ohne Bangen vor dem Wiedersehen, mit dem festen Willen, dem Manne, dem sie als ein unwissendes träumendes Mädchen Treue geschworen, diese jetzt zu bewähren in den Tagen seiner Leiden mit festem Willen, mit ihrer ganzen Kraft und vom ganzen Herzen.

Sie erwartete im Wohnzimmer des Kranken den Arzt, stellte sich diesem vor und bat ihn, sie zu ihrem Gatten zu führen.

Es war für sie keine kleine Beruhigung, zu erfahren, daß ihre Ankunft nützlich und erwünscht sei. —

Rauscher erkannte noch Niemanden, sprach noch nicht, aber seine übrigen Körperfunctionen begannen wieder ihre Thätigkeit.

Er lag in seinem Bett in keineswegs sauberer Umgebung und starrte mit leerem Blick seine Frau an, die ihren Thränen freien Lauf lassen durfte, weil sie nicht auf das Herz des Bewußtlosen fielen.

Leonore übernahm das schwere Amt der Wartung eines gelähmten Kranken mit Muth, Geduld und Ausdauer und ihre Nähe trug bald Früchte, denn ersichtlich kehrte das Bewußtsein des Leidenden zurück. Er erkannte sie — er begrüßte sie, sie fühlte, daß ihre Nähe ihm werth und tröstlich sei. Das war der erste Moment reinen Glücks, den sie an der Seite dieses Mannes genoß.

Es war acht Tage nach ihrer Ankunft. Sie hatte alles gethan, was Menschenkraft vermag, alle Verordnungen des Arztes waren mit höchster Treue erfüllt worden, sie hatte den Leidenden keinen Augenblick verlassen und saß auch jetzt neben seinem Bett und wischte die Schweißperlen von seiner bleichen Stirne. Er öffnete die Augen, sah sie lange mit verwundertem Blicke an und nannte mit stotternder Zunge ihren Namen: „Lorchen!“ Erschrocken, mit klopfendem Herzen kniete sie neben ihm nieder und beugte sich

über ihn. Er erhob die linke ungelähmte Hand, streichelte ihre Wange und flüsterte: „Gute Seele!“ Da neigte sie voll von unendlichem Mitleid ihr Gesicht zu ihm nieder, küßte seine Stirn, seine zitternden Lippen, und als er wieder flüsterte: „Bleib bei mir, Lorchen,“ entgegnete sie aus voller Seele: „In Leben und Tod.“ —

Rauschers Genesung machte jetzt Riesenfortschritte. Ende Februar konnte er das Bett verlassen, und um Ostern, wo ihr Pachtcontract abgelaufen war, reiste Leonore auf kurze Zeit nach der heiligen Linde, die Uebersiedlung ihres Hausstandes von dort nach Königsberg zu besorgen.

Sie konnte nun ihren Knaben wieder neben sich haben und hatte in Königsberg auf dem Haberberge ein Häuschen mit einem großen Garten gemiethet, wohin sie außer ihren Kindern auch Kropowitzky und ihr Dienstmädchen begleiten sollten. — Die Trennung von Friederiken war dagegen unvermeidlich, weil Rauscher, den man vor jedem Aerger, vor jeder Aufregung hüten mußte, einen unversöhnlichen Haß auf diese geworfen hatte, die er in einer seltsamen Ideenverwirrung für die Ursache seines ehelichen Unfriedens hielt. — Fräulein Rauscher war schon seit Jahren zu ihren Vätern versammelt worden und der

Oberinspector hatte von seinem heimgekehrten Herrn den Befehl erhalten, die herrschaftlichen Zimmer im Wilkowischker-Herrenhause für seine Stiefschwester herzurichten.

Dorthin ging dann Friederike nach einer schmerzlichen Trennung von Leonore und deren Familie. Sie war viel zu rechtlich und groß denkend, um der Freundin auch nur einen Augenblick das zu erschweren, was dieser die Pflicht gebot, aber sie hatte einen Auftrag an sie, dessen sie sich entledigen mußte. Siegmund von Kandern, der bei seiner Heimkehr die Schwester in ihrer Einsamkeit aufgesucht, hatte sie gebeten Leonoren einen Brief einzuhändigen, dessen Inhalt er ihr mitgetheilt. Er lautete:

„Ich habe den Erdball durchstreift und Kenntnisse und manche geläuterte Ansicht in die Heimath zurückgebracht, meine theuere unvergessene Leonore, aber mein Herz ist dasselbe geblieben und auf dem ganzen weiten Rund der Erde fand ich kein Wesen, das mir Deine Stelle ersetzen könnte. Ich liebe Dich, meine Freundin, Ideal meiner Jugendträume, heute vielleicht mehr noch und reiner als vor Jahren. Meine Mutter, der ich meine Heimkehr nur unter der einzigen Bedingung zusicherte, mir eine Gattin nach meinem Herzen zu wählen, sanctionirt meine Wahl

und will Dich als Tochter empfangen, willige ein, meine Geliebte, und gieb meinem reifen Mannesalter das Glück, das das Schicksal meinen Blüthenjahren so hartnäckig verweigerte. —

Dein Siegmund.'

„Edles Herz," sagte Leonore, indem sie das Blatt küßte, auf dem die Hand des Jugendgeliebten geruht hatte, „edles Herz, bei Dir ist Gott und das Glück wird Dir nie fehlen!" aber sie beendete alle für den Tag festgesetzten Arbeiten, schrieb an Rauscher und meldete ihm den Tag der Ankunft ihrer Mobilien und Geräthe, und dann erst begann sie die Beantwortung jenes Briefes. „Zuerst die Pflicht; die Pflicht über alle Dinge, denn sie repräsentirt uns Gottes Willen," sagte sie, das bebende Herz zurückdrängend in die Brust. „Wer nicht Pflicht und Liebe in glückseliger Vereinigung in seinem Herzen trägt, der muß die Pflicht als strengen absoluten Herrscher anerkennen, und sich üben ihr zu gehorchen, bis der Gehorsam zur erhabensten Liebe erblüht." Dann setzte sie sich in stiller Nachtstunde nieder und schrieb:

‚Mein theuerer, edelherziger Freund! Wenn ich heute noch, wie am Tage unserer Trennung glaubte, daß die Leidenschaft ewig, der Zug des Herzens

unüberwindlich sei, so würde ich vielleicht zu Dir fliegen, und, gleichviel unter welchem Titel Dir angehörend, Deine Begleiterin durch's Leben sein; aber diesen Glauben habe ich nicht mehr! — Das Gefühl ist wie die Welle, vom wechselnden Spiel der Lebensstürme aufgeregt, prallt sie an gegen den Fels der Pflicht, seine scharfen Kanten glättend, bunte Muscheln, Samenkörner aus fernen Zonen ihm zutragend, sterbende Ungeheuer, Sand und Geröll auf ihm zurücklassend, die verwitternd einen fruchtbaren Boden bilden, in dem die fremden Samen Wurzel schlagen. So bilden Zeit, Sonnenschein und Regen, aber mit Hilfe der wogenden Wellen, das grüne Eiland des Lebens! — Gottes Wille geschieht im Himmel und auf Erden! —

,Mein Siegmund, theuerer, unvergeßlicher Freund meiner Jugend, unsere Lebenswege dürfen und können sich nicht zu Einem verbinden, denn die Liebe ist veränderlich, und die Pflicht ewig! — Was ich ward in diesem Erdenleben, das ward ich durch Dich! jeder geklärte Begriff meines Verstandes, jede wahre und treue Regung meines Herzens, jede Entwickelung meines Talentes, verdanke ich bald unmittelbar, bald durch Vermittelung der Verhältnisse Dir! Sehnsucht, Schuld und Reue machten mich zu einem denkenden Menschen, gaben mir bewußtlos Wollen,

lehrten mich streben und arbeiten. Der Weg meines Lebens ist mir strenge und deutlich vorgezeichnet. Es ist mir nicht gestattet das Glück der Liebe aus Deiner Hand zu empfangen, noch darf ich auch nur davon träumen, Dich beglücken zu können.

„Ich kehre zu meinem Gatten zurück. Er bedarf meiner, wie könnte ich zaudern! Ihn pflegend und meine Kinder erziehend, will ich versuchen, alles, was mir von Gott anvertraut ward, durch sanfte, fromme und treue Liebe, durch jene Liebe, die Gott befiehlt und die wir uns als höchsten Edelstein in der Krone menschlicher Tugenden erwerben können, zu veredeln, zu vermenschlichen. — Ich will getreu ausharren und muthig wirken an dem Platz, an den die Natur, d. h. Gottes unmittelbarer Wille mich stellte, als er mich zu Rauschers Gattin, zur Mutter seiner Kinder machte. Die Ueberzeugung, daß Du nicht darbst an menschlichem Glück, wird eine meiner besten Stützen auf meinem künftigen ernsten und schweren Lebenspfade sein. Glück aber, o mein Siegmund, gewähren nicht erfüllte Wünsche, sondern erfüllte Pflichten. — Deine Pflichten liegen neben Deiner Mutter, deren Alter Du verklären mußt durch echte Sohnestreue, liegen in Deinem Beruf als Oberherr so vieler Menschen, die auf Deinem Grund und Boden leben.

Ihre leiblichen und geistigen Bedürfnisse sind Dir zur Ueberwachung anvertraut; wenn ich zwei Kinder habe, für die ich sorgen muß, so hast Du deren mehr als zweihundert in Deinen Dienern, Deinen Bauern, Kätherern, Amtleuten, ja in den Bäumen Deiner Wälder und Gärten. O Siegmund! in fernen Ländern hast Du Kenntnisse gesammelt, hast Besseres vom Guten auch in den practischen Geschäften des Landmannes unterscheiden gelernt, hast Deine Kräfte geübt — wirke unter Gottes Beistand, indem Du das Glück Deiner Mutter, Deiner Unterthanen, die Verbesserung und Verschönerung Deiner großen Besitzungen zur Aufgabe Deines Lebens machst. Neben Dir steht eine Schwester, die Dich verstehend Dir den Trost ihrer reinen Liebe giebt. Sie ist das schöne Bindemittel zwischen mir und Dir. Mein Freund, mein theuerer Geliebter, Sonnenstrahl meines Lebens, lebe wohl. Leonore.' —

Sie faltete und siegelte diese Zeilen und schrieb mit fester Hand darauf: ‚An Siegmund Baron von Kandern' und dann sank sie am Fenster auf die Kniee zu tiefem, glühendem, begeistertem Gebet.

Droben am Himmel zogen die ewigen Sterne ihre ewige Bahn, glänzende Silbertropfen im unermeßlichen Ocean der Schöpfung, sie wandeln nach

ewigen Gesetzen, ruhig ohne zu irren und zu wanken, und bilden darum die ewige Schönheit, die göttliche Urania! Menschenherzen, die mit bewußtem Wollen sich wie sie den ewigen Gesetzen unterwerfen, sind ihnen gleich, und ihr Zusamenwirken bildet die Schönheit des Lebens, den vollen erhabenen Accord, den das entzückte Ohr des Geweihten alle schrillen Mißtöne durchklingen hört.

Vierundfünfzigstes Capitel.

Leonore wohnte in Königsberg, — eine stille, blasse, freundliche Frau, die treue Pflegerin ihres kränklichen Gatten, die sorgsame Erzieherin ihrer beiden aufblühenden Kinder, die emsige Leiterin ihres Hauswesens.

Der Garten auf dem Haberberge war unter ihrer und des alten Polen Pflege nicht nur einträglich, sondern auch ein schönes lachendes Erdfleckchen geworden. In den blühenden Rabatten summten die Bienen, denen Witzchen mit des jungen Siegmunds Hilfe ein schönes Haus gebaut hatte. Die Bäume mußten gestützt werden, denn ihre Zweige beugten sich unter dem Segen des Obstes. Die Spargel, die

Artischocken, die Schoten, Bohnen und frühen Kartoffeln aus dem Garten der Justizräthin Rauscher hatten einen Ruf unter den Feinschmeckern der Stadt, eben so die Milch ihrer Kühe, wohlgerathener Nachkommen von Weißfuß und Schwarzstirnchen. Das Häuschen mit den glänzenden Spiegelfenstern, mit der dunkeln, dichten Aristolochienlaube über der Thür, glänzte wie ein Putzschränkchen in behaglichster Sauberkeit. Die altmodisch gewordenen Möbel waren dafür auch alte Freunde Leonorens und erzählten ihr manche liebe, vertraute Geschichte von Leid und Schmerz, die vorüber gegangen, und der Geist des Friedens, der sanfte, milde Hausgeist schien in der Rauchsäule, die sich kräuselnd zum Abendhimmel erhob, seine segnende Hand über das niedere Dach auszubreiten. Jahre waren vergangen, Jahre der Resignation, der treuen Pflichterfüllung, Jahre des stillen Glückes, jenes Glückes, das der Beginn der ewigen Seligkeit ist Leonore saß in der Hausthüre und nähte. Sie war nicht sehr verändert durch die Einwirkungen der Zeit. Das edle, milde Gesicht mit den wundersam schimmernden Augen konnte man immer noch schön nennen; die echte Schönheit, die der Zeit widersteht, ist nur der Abdruck des edlen Gemüthes.

Rauscher saß neben ihr und las. Er war ein

hinfälliger Greis. Sein Haar ergraut, sein Körper ohne Haltung zitterte unaufhörlich in Folge seiner Schlagberührung. Leonorens Aufmerksamkeit auf ihn war ununterbrochen und wahrhaft liebevoll. Sie fühlte, dieß sei das Wenigste, was sie dem Manne schulde. Die Aerzte hatten ihr mitgetheilt, daß sein Schlagfluß die Folge seines sehr unregelmäßigen Lebens und besonders des Genußes geistiger Getränke gewesen. — Das Gewissen, jener untrügliche und unbestechliche Richter, sagte Leonoren, daß es dahin nie mit dem gutmüthigen Manne gekommen, wenn sie ihre Pflicht gegen denselben aus dem richtigen Gesichtspuncte betrachtet und, statt ihr Herz dem Manne zuzuwenden, dem sie nicht angehören durfte, alle Kräfte desselben auf die Veredlung und Zähmung des Gatten gerichtet hätte. Sie wußte jetzt, daß der höchste Zweck der Ehe die gegenseitige Förderung der Gatten in allem Guten und Rechten sei und daß es daher kein Hohn des Geschicks, sondern eine gegebene feste Aufgabe der moralischen Weltordnung ist, daß meistens zwei Personen von verschiedenem Bildungsgrade, verschiedenen Temperamenten, Natur und Anlagen das Band der Ehe miteinander schließen.

Nur zu gut wußte Leonore jetzt, welche Stellung sie in früheren Jahren ihrem Manne gegenüber hätte

einnehmen müssen, und die Erinnerung an die Vergangenheit mit ihrem Schmerz, ihrer Sünde und Reue bewahrte sie vor eitler Selbstüberhebung; jetzt war ihr Leben wirklich eine Kette echter, menschlicher Tugenden geworden. Mußte sie sich doch jeden Morgen und jeden Abend, ja in jeder Stunde ihres Lebens sagen, daß das Elend ihres Gatten zum größten Theil Folge ihrer Schuld sei.

Anna war ein holdes, neunzehnjähriges Mädchen geworden, sie glich der Mutter, wie sie damals war, aber etwas Festeres, ein Ausdruck bewußteren Wollens lag in den Zügen der Tochter; so mochte Friederike ausgesehen haben, die wie Anna zu innerer Selbstständigkeit erzogen worden. Siegmund war Primaner und sein Abiturienten-Examen zum Herbste angesetzt.

Durch ein seltsames Naturspiel glich der Jüngling seinem Namensvetter und war vielleicht darum eben seiner Mutter um so theuerer.

Rauscher war in eine Art von geistiger Kindheit versunken. Seit seinem Schlaganfall schon nicht mehr fähig sein Amt zu verwalten, war er mit dem Titel Justizrath pensionirt. Freilich war die Summe, die er als Pension bezog, nur sehr klein, aber sie würde, wenn er den Ertrag an Leonore gegeben, vereint mit dem, was diese durch Garten- und Milchwirthschaft

und als Honorar für ihre kleinen Malereien erhielt, ausgereicht haben, die Familie anständig zu ernähren. Dazu aber war er durchaus nicht zu bewegen und Leonoren wäre es schlechthin unmöglich gewesen, ihn um Geld anzugehen. So stellte er denn mit ängstlichem Geiz ein Zweithalerstück neben das andere in ein Fach seines Bureaus und trug den Schlüssel davon Tag und Nacht mit sich herum.

Er hatte Leonoren ein sehr kleines Wirthschaftsgeld ausgesetzt und ohne je darnach zu fragen, ob sie damit ausreiche, ohne sich um den Unterricht, die Kleidung und sonstige Bedürfnisse seiner Kinder im Mindesten zu kümmern, predigte er stets diesen Sparsamkeit, Mäßigkeit, schalt über jedes Kleidungsstück, das sie aus der Hand der Mutter erhielten, und behauptete oft ernstlich, daß der Aufwand seiner Familie ihn ruinire. — Er schien Leonorens Fehltritt als Grund ihres getrennten Lebens gänzlich vergessen zu haben, sprach nur von fremden Menschen, die sich unberufen in Familienangelegenheiten mischen und sah jeden Brief Friederikens mit schielen Augen und verdrießlichem Herzen an.

Er war gerade nicht boshaft, aber immer verdrießlich, der Störer jeder heiteren Lust seiner Kinder, die sich allmählig daran gewöhnten, in seiner

Gegenwart stets schweigsam bei ihrer Arbeit zu sitzen und erst wenn der kranke Vater in sein Zimmer ging, seine Rechnungen zu machen, sich dem Zuge ihrer harmlosen Fröhlichkeit rückhaltlos überließen.

Leonore trug alle diese Eigenthümlichkeit mit sanftester Geduld. Sie sagte es sich selbst, daß es ihre Lebensaufgabe gewesen sei, diesen Mann durch treue Erfüllung jeder Pflicht, die sie gegen ihn übernommen, zu ändern, und indem sie ihn in seiner Weise wahrhaft beglückte, ihn heiterer, nachsichtiger und liebreicher zu machen. Sie sagte sich selbst, daß sie den Acker, den Gottes Wille ihr gegeben, um ihn anzubauen, daß er die Blüthen und Früchte echt menschlicher Güte trage, brach gelassen und daß derselbe jetzt naturgemäß nur Dornen und Disteln für sie bringen könne. Sie sagte sich, daß wahre Reue aus dem Abscheu vor dem begangenen Unrecht und aus dem gefaßten, muthigen und sanften Ertragen der natürlichen Folgen desselben bestehe. So nahm sie ihre Gemeinschaft mit Rauscher wie sie war, übte Geduld, arbeitete muthig, unermüdlich und war glücklich in sich selbst und in dem Besitz der Liebe ihrer Kinder, die an ihr mit einer Art von Vergötterung hingen.

Sie hatte durchaus gar keinen Umgang, sie

konnte ihn nicht haben, Rauscher würde das Zusammenleben mit Personen, an die Leonore sich anschließen konnte, niemals zugesagt haben. Er brachte jeden Abend in seinem Clubb zu und die Abende waren daher für Mutter, Kinder und Gesinde echte Erholungszeiten. Denn in diesem Menschenkreise gehörten auch die beiden Dienstboten zur Familie: der alte Kropowitzky mit seinem schneeweißen Bart- und Haupthaar, der immer noch so rüstig arbeitete und seine Herrschaften so ehrfurchtsvoll liebte, und die hübsche, freundliche Aermeländerin, die jetzt auch ein etwas matronenhaftes Ansehen wie ihre Herrin bekommen hatte und die beiden Kinder eben so mütterlich liebte, als hätte sie sie geboren, und allen ihren kleinen Thorheiten nach besten Kräften Vorschub leistete.

Das Glück, in so weit es nicht ganz und gar eins ist mit dem erhabenen Begriff der Glückseligkeit, auf die kein irdisches Verhältniß Einfluß haben kann, weil sie eben nichts anderes ist, als die vollständigste Befreiung unseres Ich's von diesem Einfluß, besteht eigentlich in nichts anderem als dem behaglichen Einnisten unserer Wünsche und Ansprüche in die uns vom Geschick gesteckten Grenzen. Leonore hatte die große, echt weibliche Gabe empfangen, dieß für sich und ihre nächsten Lieben möglich und thunlich zu

machen. Sie verstand ihr Haus mit den kleinen Annehmlichkeiten des Lebens gleichsam zu wattiren, so daß Niemand von ihren Lieben sich in den engen Grenzen das Herz verwunden konnte. Selbst Siegmunds aufstrebender Jünglingssinn fühlte sich nicht beengt und gefesselt, ja die sanfte und gütige Mutter hatte es sogar verstanden, die Kinder mit den Schroffheiten des Vaters auszusöhnen und ihnen Eigenthümlichkeiten ehrwürdig erscheinen zu lassen, die, von einem andern Gesichtspuncte aufgefaßt, ihnen unerträglich gewesen wären. —

Jetzt aber lag auf dem Herzen der Mutter, die für alles Rath wußte, von der Alle alles forderten und erwarteten, eine besonders schwere Last.

Es giebt für edle und unselbstsüchtige Herzen fast nichts Schwereres als Geldsorgen. Geld — das Lessing seinen Saladin ‚der Kleinigkeiten kleinste' nennen läßt — ist in dem gewöhnlichen Leben unserer Tage eine Haupttriebfeder aller menschlichen Verhältnisse.

Leonore hatte mit Zustimmung Rauschers vor mehreren Jahren schon ihr Häuschen, Garten und die dazu gehörige kleine Feldmark angekauft und die Bezahlung für das Grundstück mit dem von Delbruck für Siegmund gesammelten Capitale gemacht.

Woher seine Frau das Geld nahm, darum hatte Rauscher sich nicht bekümmert. Leonore, die sich ein Grundeigenthum schon, so lange sie ihre kleine Landwirthschaft trieb, gewünscht hatte, war der Meinung, ein sehr gutes Geschäft gemacht zu haben, auch waren Acker und Gebäude des Kaufpreises vollkommen werth und die Zinsen, die sie von dem stehengebliebenen Capital zu zahlen hatte, betrugen nicht vollends die Summe von der Wohnungsmiethe mit den Zinsen des gezahlten Capitals, sie hatte also jedenfalls einen annehmbaren Kauf gethan. Die Familie, der das Grundstück gehört hatte, faßte aber den Entschluß nach Amerika auszuwandern und kündigte nun das stehen gebliebene Capital und Leonore sollte dasselbe bis zum Herbste herbeischaffen — sie sah keine Möglichkeit dazu und dachte mit tiefer Betrübniß an den gerichtlichen Verkauf ihres kleinen Eigenthums, auf das sie nun schon so lange ihren Fleiß verwendet hatte. —

Wie wenig ihr Herz auch an irdischem Gute hing — dieß Häuschen war ihre Heimath geworden; es ihren Kindern zu vererben und für sie zu arbeiten, indem sie dort pflanzte und säete, war ihr eine große Freude, ein großer Trost gewesen und außerdem kannte sie Rauschers an Verstandesschwäche grenzende Eigenthümlichkeit zu gut, um nicht zu wissen, daß er ihr

bei dem möglichen, ja wahrscheinlich in dieser Angelegenheit drohenden Geldverluste Vorwürfe machen, sich sehr unglücklich geberden und auf lange Zeit das Leben der kleinen Familie mit Unruhe und Unfrieden erfüllen würde.

Schon betrachtete sie täglich und stündlich die lieben Räume ihres Hauses, die grünen Lauben, die Fruchtbäume ihres Gartens mit trüben Scheideblicken, schon dachte sie an das Schwere einer neuen Einrichtung in einem andern Hause und an die Unwahrscheinlichkeit, gleich etwas für ihre Verhältnisse Passendes in Pacht zu bekommen; dennoch ließ sie sich von den Sorgen, die sie drückten, möglichst wenig niederbeugen, erschien unter ihren Kindern heiter wie sonst und arbeitete im lieben Garten mit derselben Ausdauer, als da sie noch nicht fürchten durfte, ihn in fremde Hände übergehen zu sehen. —

Die Kinder und das Hausgesinde kannten die Sorgen der Mutter und theilten sie. Witzchen und Meta hatten längst der theueren Herrin ihre kleinen Ersparnisse angeboten, und Siegmund und Anna, die, obgleich Beide an Arbeit gewöhnt, sich noch niemals auf einer Ersparniß hatten ertappen lassen, da es ja so viel Arme gab in der Nähe der kleinen Wohnung, saßen oft und berathschlagten, wie wohl der ihnen

Allen drohende Schlag abzuwenden sein möge. Anna hatte längst von Tante Friedchen gesprochen, die ja wohlhabend und ihnen Allen so gut sei, aber Siegmund schüttelte dazu den Kopf. „Das geht nicht, Anna, geht nimmermehr, Vater, weißt Du, hält Tante Friedchen für die Urheberin der früheren traurigen Trennung zwischen ihm und unserer Mutter, ein solcher Schritt würde ihn kränken, er gäbe auch nie dazu seine Einwilligung — ach ich wüßte etwas, etwas, das, denke ich, gar nicht fehl schlagen könnte, wenn die Mama nur wollte!"

„Nun Siegmund, die Mama wird, um uns unser Häuschen zu retten und den lieben, lieben Garten, gewiß Alles wollen, was nicht wider Gottes Gebot ist."

„Wer weiß, Anna, Mama ist schüchtern und es handelt sich um einen Schritt in die Oeffentlichkeit."

„Ah, Du meinst die Bilder," sagte die Schwester, „aber Mama hält sie für unbedeutend und glaubt an keinen Erfolg."

„Darin irrt ihre große Bescheidenheit, es sind einzelne Sachen unter den Arbeiten unserer Mutter, unter den großen Bildern heißt das, die sie nur zu ihrem Vergnügen malte, die wahrhaft genial und sicherlich von Werth sind; wenn sie sich entschließen

könnte einige der größeren in die Ausstellung zu geben, sie würden gewiß gekauft werden und wer weiß, ob nicht gerade eine ihrer Arbeiten eines Preises würdig befunden würde."

„Das ist Siegmund mit den Aussichten," sagte Anna lachend, indem sie die blühende Wange des Bruders streichelte, „ja, Mama hatte Recht, als sie Dir dieses scherzhafte Beiwort gab."

„Unsere Mutter hat immer Recht, immer! nur dann nicht, wenn sie sich selbst beurtheilt und das, was sie ist und leistet. Unsere Mutter ist die erste Frau der Welt, glaub' mir das, Anna, ich komme unter Menschen, Du weißt es ja und bilde mir ein Urtheil, ich habe schon einigermaßen Weltkenntniß und erwerbe sie mir täglich mehr."

„Dafür bist Du auch ein Mann, Siegmund, und ich traue auf Dein Urtheil und übrigens, sind die Aussichten, die Du Dir eröffnet, nicht immer noch zu Wirklichkeiten geworden? Bist Du nicht in einem Jahr durch Tertia und Secunda gekommen? Hat Dein deutscher Aufsatz, das Leben Emanuel Kant's, nicht die erste Nummer erhalten?"

„Unserer Mutter fehlt, um durch ihr schönes Talent die berühmteste Frau ihrer Zeit zu sein, nur der Muth des Auftretens, Anna. Ich zeigte neulich

dem Professor Wolf ihr kleines Bildchen: Das Vogelnest, weißt Du, das sie noch in der heiligen Linde malte. Er sagte, es sei das Vollendetste, was er je gesehen und fragte, auf welcher Academie der Maler seine Studien gemacht. Natürlich nannte ich die Mutter nicht, aber ich sagte, daß von demselben Meister *vielleicht* einige Arbeiten zur Ausstellung kommen würden. ‚Das wäre herrlich,‘ antwortete er mir, ‚obgleich es die Hoffnungen manches Mitbewerbers vereiteln würde.‘ Nun, was sagst Du dazu? er meinte auch noch, der eigentliche Vorzug jenes kleinen Gemäldes sei seine einfache Natürlichkeit. Ich dachte, die Werke eines Künstlers sind der Spiegel seiner Seele und der Mutter einfaches Wesen stand so recht lebhaft vor meinen Augen. O Anna, unsere Mutter ist doch eine herrliche Frau!“ —

Es war in jenem Jahre eine große Gemälde-Ausstellung in Königsberg und die Werke unserer neueren Künstler wurden aufgestellt und darunter Manches, dem nur ein Alter von drei Jahrhunderten fehlte, um es an die Seite der unsterblichen Alten zu setzen.

„Es ist ein Versuch!“ hatte sich Leonore gesagt, als sie ihr Gemälde: ‚Der Missionär und der Naturforscher‘ einpackte und an die betreffende Behörde

adressirte. „Wenn ich von der Natur ein Talent erhalten habe, wenn meine Verhältnisse nur die Ausbildung desselben einigermaßen möglich machten, bin ich dann nicht meinen Kindern schuldig, es für sie zu verwerthen? — Wenn mein Bild zurückgewiesen wird, kann mich dieß unmöglich kränken, ich habe nicht meinen Ehrgeiz darauf gesetzt, mich als Malerin auszuzeichnen, ich habe nie beabsichtigt Ruhm zu erlangen, ich habe gemalt wie die Blume blüht, weil meine innerste Natur das mit sich brachte."

Aber das Bild ward nicht zurückgewiesen, es erhielt trotz seines einfachen Rahmens einen bedeutenden Platz in den überfüllten Sälen und jedesmal, wenn Siegmund dieselben betrat, sah er mit klopfendem Herzen Gruppen von Menschen vor demselben stehen, hörte die Ausdrücke hoher Bewunderung und sah selbst mit seinen jugendlich begeisterten Augen täglich neue Schönheiten an der Arbeit seiner Mutter, auf die er so stolz war.

Es ist eine mißliche Sache ein Gemälde zu beschreiben, wir wollen auch hier nicht den Versuch damit machen, wir wollen nur sagen, daß die Kritik dem Bilde, das Leonore als die Begegnung zweier so theueren Menschen in einer fernen fremden Zone

sich gedacht hatte, einen ganz anderen höheren Sinn unterlegte.

Der Naturforscher, eine edelstolze Gestalt mit dunklem Auge, der eine Last von Muscheln, eine Botanisirkapsel aus den tropischen Blumen hervorragend, Krystalle und andere Naturgegenstände neben sich niedergelegt, um sich über einen katholischen Geistlichen zu beugen, der am Fuße eines abgebrochenen Kreuzes niedergesunken, bleich und erschöpft sich auf den Barmherzigen stützt, der ihm aus einer großen glänzenden Muschel einen Labetrunk reicht, erschien ihr als die Symbolisirung der Wissenschaft, der am fernsten Ende der Erde, wie in der Heimath, die erhabene Bestimmung zu Theil ward, die sinkende Religion zu schützen, zu erkräftigen, und sowohl die Idee als die Ausführung des Gemäldes erregten das höchste Aufsehen, die wärmste Theilnahme bei allen Kennern. Man nannte berühmte Meister als Schöpfer dieses erhabenen Kunstwerkes, man erkannte ihm fast einstimmig im Publicum den Preis zu, reiche Leute und namentlich ein eben anwesender Engländer erkundigten sich angelegentlich, ob es käuflich sei, man behauptete, der Maler müsse zur Suite des eben heimgekehrten Prinzen gehören und die Tropengegenden mit großem Fleiß studirt haben — und

Leonore saß unterdeß ahnungslos in ihrem kleinen Häuschen, arbeitete für Mann und Kinder, regierte ihre Wirthschaft und sorgte für den näher und näher rückenden Zahlungstermin.

Friederikens Hilfe, das wußte sie, war ihr gewiß, aber sie gehörte zu den Naturen, die, wenn sie auch die edle Kunst verstehen, die Hilfe ihrer Freunde anzunehmen, doch von derselben nicht eher Gebrauch machen, als bis sie Alles gethan, was ihre Kraft vermochte, um sich selbst zu helfen.

Sie hatte manche trübe sorgenvolle Stunde, besonders auch durch die plötzlich eingetretene Kränklichkeit ihres alten treuen Dieners, bei dem das Alter, wie bisweilen der Winter, plötzlich über Nacht gekommen zu sein schien. —

Rauscher verlangte, wenn seine schwarzen Stunden kamen, der alte unnütze Knecht solle entlassen werden. Leonore mußte daher mit Hilfe Meta's und Siegmunds, der alle seine Kräfte anstrengte, seinen alten Freund zu unterstützen, manche Nacht arbeiten, um Kropowitzky's Geschäfte zu verrichten, sie mußte Weinbrühen und was dem Greise sonst zuträglich war, heimlich für ihn besorgen und zwar in doppelter Weise heimlich, denn einmal durfte Rauscher nicht sehen, was der Knecht für kostbare Leckerbissen

erhielt und dann durften die Kinder nicht ahnen, daß die menschliche und freundliche Pflege, die dem alten treuen Diener zu Theil wurde, vor den Augen des Vaters verborgen werden mußte.

Sie mußte sich bemühen das Geld herbei zu schaffen, um Rauschers kindischen Vorwürfen und seiner festen Versicherung, daß der Kauf des Hauses gegen seinen Willen abgeschlossen sei, zu begegnen, mußte den Garten bestellen, Siegmunden, der sein Abiturienten-Examen machte, möglichst Ruhe und freie Zeit im Hause besorgen, und immer ein heiteres ruhiges Gesicht zeigen, ihres kindischen Gatten, ihres kranken Dieners, ihres schwer arbeitenden Sohnes willen.

Sie mußte das und sie konnte es, weil sie es mit tiefem heiligen Ernst wollte. Gottes Kraft ist bei allen redlich Wollenden der heilige Geist, der Tröster, der gesandt wird zu denen, die mit Muth und Ausdauer kämpfen.

Der Sommer entfloh, der Herbst kam, mit ihm die Preisvertheilung in der Gemälde-Gallerie und das Abiturienten-Examen. Beide fielen zufällig auf einen Tag. — Es giebt im Norden solche ganz goldige Herbsttage, die mit leisem Flüstern im bunten Laube uns Geschichten erzählen von vergangenen seligen Stunden des Lenzes, vom ewigen heiligen

Weben in der Natur, die das Schöne, das Gute schafft, sie mag stürmen, lächeln oder schlummern.

Leonore erwartete an einem solchen im Garten den heimkehrenden Sohn, der alte Knecht saß neben seiner liebevollen Herrin auf der Gartenbank und schaute in den goldenen Sonnenschein und schlürfte von Zeit zu Zeit ein Paar Tropfen Wein aus dem vor ihm stehenden Glase.

Anna band große Sträuße von Astern, Georginen, Nelken und Reseda und legte sie auf die bereits gepackten Obstkörbe, welche gegen Abend die Verkäuferinnen für den morgenden Markt abholen kamen. Die Mutter sah nicht auf von ihrer Nätherei, obgleich ihr Herz heftig klopfte, in jeder Minute konnte ja ihr Knabe eintreten und die Entscheidung über sein Schicksal bringen. Sie sah nicht auf, aber dafür ließ der Alte sein Auge nicht von dem Pförtchen. „Da, da, Frau, der Referendarius und unser Sohn!" sagte er plötzlich, aber er konnte die Worte nicht endigen, Siegmund stürzte mit glühender Wange, mit funkelnden Augen in den Garten und lag mit dem Ausdruck des Entzückens, einen Lorbeerkranz in die Hand seiner Mutter drückend, zu ihren Füßen.

„Mutter! meine Mutter, o nun ist alles gut und schön," rief er außer sich, die feinen blassen Hände

der Verehrten abwechselnd an seine Stirn und seine Lippen drückend, und Delbruck trat langsam, aber nicht weniger erregt zu Leonoren und sagte: „In der That, meine hochverehrte Freundin, Du bist des Ruhmes werth, den Du Dir heute errungen!"

„Mein Sohn hat das erste Zeugniß," rief mit einem jugendlichen Jubel laut die entzückte Mutter.

„Und Dein schönes Gemälde den ersten Preis," setzte Delbruck hinzu.

Sie überhörte es, sie drückte das Lockenhaupt ihres Kindes an ihre Mutterbrust und erhob ihr Auge zum Himmel, mit frohem frommen Dank zu Gott und um Segen für das geliebte Haupt flehend.

„Putze Dich, Mama, mache Dich so schön wie nur immer möglich," sagte Siegmund, in seiner knieenden Stellung mit glückseligem Lächeln in die Augen der Mutter blickend; „in einer halben Stunde werden die Herren vom Comité hier sein, Dir die Preissumme, — denke, hundert schöne, blanke Ducaten — einhändigen, Dir ihre Glückwünsche überreichen, und der Engländer, der Lord Frerrers, kommt auch mit und will fragen, ob Dein schönes Bild käuflich sei."

„Es ist wirklich ein schönes Bild, liebe Leonore," sagte Delbruck, ihre Hand mit dem Ausdruck höchster Freude an seine Lippen ziehend.

Anna war auch der heiteren Gruppe näher getreten.

„Mein Gott, wie gleicht sie ihrer Mutter,“ flüsterte der greise Justizrath, das zarte, erblühende Mädchen mit dem Ausdruck großväterlichen Wohlwollens betrachtend.

„Aber Mama weiß noch gar nicht, wovon die Rede,“ rief Anna und küßte die zu Siegmund niedergebeugte Stirne Leonorens, „sie denkt nur an ihren Sohn, nicht an ihr Kunstwerk.“

Leonore erhob ihr Haupt und zwischen ihren Kindern stehend, die schön in jugendlicher Blüthe mit dem Ausdruck tief innigster Liebe die Mutter umschlungen hielten, sagte sie:

„O Gott, Du hast mich großen, großen Glückes gewürdigt!“

Fünfundfünfzigstes Capitel.

Wer in seinem Leben einen Augenblick voller Herzensbefriedigung gehabt, der weiß, daß der Menschengeist für eine Ewigkeit geschaffen, auf dieser kleinen Erde nur eine Durchgangs-Epoche verlebt. Das Herz ist so erhabener Freude fähig, daß man seine

unbekannten Tiefen, seine mächtigen Kräfte, nur in jenen seltenen Momenten erkennt. Diese Kräfte aber sind wie alle zum Wirken bestimmt, und da sie im kurzen, dunkeln, Schmerz durchzogenen Erdenleben nie zum Wirken Zeit haben, so gleichen sie den Gliedern des Leibes, dem Auge, dem Ohr, der Lunge, die der Ungeborne im mütterlichen Schooße zwar besitzt und ausbildet, aber in seinem verhüllten Dasein nicht benutzt. Der Geburtsact, den wir Tod nennen, eröffnet den erhabensten Kräften unseres Ich's, die wir in seltenen großen Lebensmomenten ahnen und fühlen, erst den ihnen bestimmten Wirkungskreis.

Leonore bedurfte nach den Nachrichten, die sie empfangen, einiger Ruhe und Sammlung, bevor sie sich den fremden Menschen zeigen konnte, deren Besuch ihr Siegmund angekündigt, der mit kindischem Eifer darauf drang, daß seine schöne Mutter nun auch das allerschönste Kleid, das Kleid von schwarzem Moiré anziehen solle, und den Lorbeerkranz, den er von dem gekrönten Gemälde genommen, über das feine, von Anna gestickte Häubchen auf ihre Stirn drücken wollte.

Es muß in den großen Momenten des Lebens irgend ein Schellchen an der Hanswurstkappe des

Humors läuten, um uns zurückzuführen in die Wirklichkeit.

Das eifrige Verlangen des Sohnes die Mutter zu bekränzen, so heiliger Ernst es ihm auch damit war, gab diesen Ton an. Anna lachte hell und von ganzem Herzen über den Bruder und befahl ihm, statt sich um die, einem Geschöpf vom Geschlecht Mann stets unergründlichen, Geheimnisse einer Damen-Toilette zu kümmern, lieber nach Witzchen zu sehen, der allein im Garten geblieben sei, und zugleich dafür zu sorgen, daß Papa, wenn er von seinem frühen Spaziergange heimkehre, nicht etwa an der Hausthüre warten dürfe, falls er seinen Schnepper vergessen.

Delbruck, jetzt ein silberhaariger, aber noch vollständig kräftiger Greis, setzte sich mit Leonore auf das altmodische Sopha zum Plaudern nieder, während Anna ein Zimmerchen für den Gast herrichtete und nach der Küche sah.

„Ich freue mich, ich freue mich unsäglich, meine theuere Leonore, über das doppelte, glückliche Ereigniß dieses Tages," sagte er, die Hand seiner Nichte mit warmer Herzlichkeit drückend. „Weiß Gott, ich freue mich! und keine kleine Satisfaction ist es mir, in Dir schon zu einer Zeit den Keim zu all' dem Guten und Schönen entdeckt zu haben, als Du noch,

ein zartes und etwas seltsames Kind, von Niemanden als mir nach Deinem vollen Werth geschätzt wurdest. Ich bin Dein ältester Freund, Dein ältester Anbeter, denn ich verehrte Dich lange schon vor unserm Freunde Kandern, der Dich herzlich grüßen läßt."

Eine zarte, überflüchtige Röthe verbreitete sich einen Augenblick lang über das bleiche Gesicht der Matrone: „Und wie befindet sich Siegmund? wie geht es seiner Gattin, seinen Kindern, Onkel Delbruck?"

„Vortrefflich, liebe Leonore. Die Baronin Thekla ist heute noch eine schöne Frau, ihre drei Töchter sehen aus wie ein Rosenknospenkranz und da ihr jetzt der Sohn und Erbe der großen Güter geworden ist, so hat, denke ich, selbst die alte Dame Ludmilla das Ziel ihrer Wünsche erreicht. Kanderischken ist unter Siegmunds Händen wirklich ein fürstliches Besitzthum geworden. Es ist die reichste Familie in unserem Osten die Kander'sche und ich denke mit einem eigenen Gefühl daran, daß Du dort jetzt walten und wirken könntest — wenn Du gewollt hättest, Lorchen. Ich — Teufel, Teufel, liebe Freundin, ich glaube, Du würdest ein Stern erster Größe geworden sein auf diesem glänzenden Platze. Welche Gelegenheit hättest Du gehabt, Dein Talent auszubilden durch Reisen und Studien, was hätte der

lange Umgang mit Dorothea von Kandern, das Zusammenleben mit einem Mann wie Siegmund aus Dir gemacht! O, ich habe sehr, sehr schwer gegen Dich gefehlt, mein theueres Kind; denn meine Selbstsucht und thörichte Leidenschaft hielten mich ab, in dieser Angelegenheit als Dein Freund und Vormund zu Deinem Besten zu handeln."

Sie legte freundlich ihre feine Hand auf die runzelvolle des Justizrathes und sagte mit einem milden Lächeln: „Wir sollen nicht fragen, Onkel Delbruck, was wir in andern Verhältnissen hätten werden können, sondern was uns in den uns angewiesenen zu leisten übrig bleibt? mir noch so manches, lieber Freund, das dürfen Sie glauben. Ich habe viel zu bereuen."

„Na, wer hat das nicht auf Erden, Lorchen, wenn er über sich nachdenkt; auch ich müßte, wenn ich an meine Vergangenheit, an die Abscheulichkeiten denke, die ich gegen Dich verübte, in Sack und Asche trauern, theueres Kind — und doch, was soll ich sagen? Durch meine Bekanntschaft mit Dir, meine tolle Leidenschaft für Dich, durch Alles, was damit zusammenhing, bin ich eigentlich ein Mensch geworden. Ich bin Dir und Deinen Kindern so gut, daß ich eigentlich mit meinem ganzen Herzen in Deinem

kleinen Hause wurzele, ich erkenne wie durch einen optischen Spiegel, indem ich sie mit Dir vergleiche, daß meine Frau zu den besten ihres Geschlechts gehört und mich in ihrer Weise herzlich und aufrichtig liebt, ich bin, weil ich ein geregeltes Leben führe, gesund und kräftig trotz meines Alters und lebe in Deinen beiden Kindern, im Umgang mit Friederike, die ein Prachtweib ist, zu einer Art von zweiter Jugend auf. Ich sage Dir, Lorchen, ich möchte nichts aus meinem Leben streichen, als die Vergehungen, wenn dieß möglich wäre; denn sehr oft sind sie eigentlich die Brücken zum Besserwerden in dieser unvollkommenen Welt — ha aber, da kommt das Comité und mit ihm Lord Frerrers ganz in Schwarz und mit untadlicher Wäsche; nun Sappho Leonore, empfange Deine Lorbeerkrone."

Es war ein Abglanz des alten Delbruck, der sich in dem sardonischen Lächeln des Justizrathes bei diesen Worten aussprach und doch — wie stolz war er auf den Triumph seiner Freundin, wie herzlich gut meinte er es mit ihr und ihren Kindern.

Rauscher hatte sich dem Comité, das er auf der Strasse getroffen, angeschlossen. Der hinfällige, geistlose Mann hielt immer noch die Frau, die er die seinige nannte, mit allen ihren Vorzügen, Tugenden

und Talenten für eine Art von Privat-Eigenthum, wie etwa ein Pferd von edler Raçe, und er war so stolz auf den Preis, den sie erhielt, wie nur immer ein Jokey auf den seines Renners.

Man hatte ihn auf der Strasse dem Lord Frerrers vorgestellt, der ziemlich verdutzt den Mann einer deutschen Künstlerin betrachtete. Ob es in seinem Vaterlande indeß nicht auch manchen Pendant zu diesem Ehepaar geben mag, wollen wir dahin gestellt sein lassen. Rauscher war, wie manchen augenfälligen Fehler er auch haben, wie wenig natürliche Liebenswürdigkeit er auch besitzen mochte, doch immer noch nicht der schlimmste seines Geschlechts, und hätte, wenn seine Frau beim Beginn ihrer Ehe sich ihm wenigstens mit dem Traum ihn zu lieben — wie tausend andere Mädchen — angeschlossen hätte, wenn sie ihn studirt, sich ihm in jeder möglichen Weise theuer und unentbehrlich gemacht hätte, sicherlich günstiger auf ihn einwirken können.

Lord Frerrers fand die deutsche Malerin einfach und schüchtern, ihre junge, erblühende Tochter sehr schön, ihren Sohn lebhaft und viel versprechend, ihr Hauswesen beschränkt aber ziemlich comfortable. Er kaufte das gekrönte Bild für siebentausend Reichsthaler

und trug den ganzen Vorfall mit aller Genauigkeit in seine Reisenotizen ein.

Leonore aber bezahlte ihr Häuschen, machte neue, sehr anmuthige Verbesserungen in ihrem Garten, indem sie ihn durch eine ziemlich einfache Vorrichtung, die Siegmund erfand, mit fließendem Wasser versorgte, das, reizend aus einer Röhre in ein Steinbecken fallend, leise an ihrer Lieblingslaube vorübermurmelte, miethete einen jugendlichen Arbeiter, den Kropowitzky unterwies und zustutzte und schaffte für Rauscher ein Reitpferd an, das er sich lange gewünscht, und dessen tägliche Benutzung seine Gesundheit merklich erkräftigte.

Delbruck, der den größten Theil seiner Praxis an einen jüngeren ihm verwandten Advocaten abgegeben hatte, fand jetzt Zeit seine frühere Mündel fleißig zu besuchen, auch Tante Selma kam zu Zeiten, brachte Strümpfe und gestickte Kragen, hielt zu Nutzen Anna's manche kleine Abhandlung über Ordnung, Taschentücher, verständige Mädchen und Kleidermoden, liebte die Kinder Leonorens, die einzigen ihr durch Blutesbande angehörigen jungen Menschen, und hatte ein klein wenig Scheu vor Leonore, die sie ein für allemal eine Gelehrte nannte und nach echter Frauenart, trotz aller Demonstrationen, nicht zur Erkenntniß

des Unterschiedes zwischen Genialität und Gelehrsamkeit zu bringen war. Gegen Rauscher zeigte sie einige Vorliebe, seit er eines Tages in der Zerstreuung gefragt hatte, ob Leonore oder Selma älter sei. Uebrigens war die wackere Frau zum Bewundern conservirt, hatte noch volles, wenn auch beinah silbergraues Haar, schöne glänzende Zähne, eine feine Röthe auf den Wangen und keine einzige Runzel. Auch ihre Taille war noch hübsch, und da sie den guten Geschmack besaß, sich völlig matronenhaft zu kleiden, so erschien sie mindestens um fünfzehn Jahre jünger als sie wirklich war.

Siegmund fand Tante Selma hübsch und sagte ihr das bisweilen, was stets ein Lächeln und die freundliche Versicherung bei ihr hervorrief — „gewesen gewesen, mein guter Junge!"

Anna glich noch mehr als ihre Mutter der verstorbenen Leonore Arnold. Jeder, der diese gekannt hatte, mußte dieß bekräftigen, und das war denn auch wohl der Grund, weßhalb Witzchen sie oft Viertelstunden lang und mit feucht werdenden Augen betrachtete.

Der Greis ward von Tage zu Tage hinfälliger. Er hustete heftig, konnte nur noch mit Anstrengung gehen und seine einzige Freude war die Besorgung

von Rauschers Reitpferde, das er mit einer Art von Seelenfreundschaft zu lieben schien.

Wenn Siegmund ihn antraf, den blanken Rücken Melacks striegelnd oder seine hübschen Hufe bürstend, und ihm befahl, sich zu schonen und nur die Arbeit des jungen Knechtes zu beaufsichtigen, so antwortete er nur in seinem gewohnten Jargon: „Ich bei Pferd geboren, ich sterbe bei Pferd, Panie Siegmund!" Wenn die Sonne schien, so saß der Alte gern im Garten auf einem geflochtenen Lehnstuhle, den ihm Anna's Hand sorgsam mit Kissen polsterte. Er konnte sich dann wie ein Kind über jede erblühende Blume, über jede reifende Frucht freuen. Das auch nicht mehr allzu jugendliche Dienstmädchen nannte ihn zwar manchmal etwas ärgerlich einen unnützen Brodesser, sorgte aber doch stets sehr eifrig dafür, daß seine Fleischportion weich sei für seinen zahnlosen Mund, daß stets ein Töpfchen Brühe für ihn zum Trinken warm erhalten wurde, daß seine Morgensuppe von Roggenmehl-Wasser mit etwas Fett geschmalzen nicht versalzen werde, weil das Salz den Husten des Alten reize u. s. w. u. s. w.

Der Greis litt eigentlich wenig, außer dem krampfhaften Husten hatte er gar keine Beschwerden, auch war er heiter und ruhig und hatte nur ein

Bedürfniß das ihm wichtig schien, das alle vierzehn Tage zu beichten.

Leonore that alles, um ihn auch hierin zufrieden zu stellen, wenn sie aber bei ihm war und freundlich mit ihm plauderte, so zuckte bisweilen etwas über sein altes verwittertes Gesicht, das ihr wie ein Wunsch, wie eine verborgene Sorge erschien. Es drückte ihn etwas, daran war kein Zweifel, aber vergebens strengte seine freundliche Herrin sich an zu errathen, was es sei.

„Willst Du einen andern Geistlichen Kropowitzky?“ fragte sie eines Tages freundlich.

„Nein! o Gott bewahre, Kaplan Solkowsky sehr guter Herr.“

„Willst Du öfter beichten, mein Alter?“

„Hilft nichts! habe was auf mein Herz, was kein Beicht gut kann machen.“

„Hast Du irgend einen Wunsch, den ich Dir erfüllen könnte? willst Du vielleicht über Dein Eigenthum verfügen? ein Testament machen?“

„Schon gemacht Testament, lang schon, Herr Refendarius mir aufgesetzt sehr schön, mir vorgelesen; der Tischler hier neben an und der Kaplan unterschrieben als Zeuge, ich drei Kreuze gemacht, alles ganz schön.“

„Nun was hast Du sonst auf Deinem Herzen, mein guter Alter?"

„Ich müßten gehen nach Ragunen vor mein End, ich nicht mehr hinkomm' und wenn hinfahren, die gnädige Frau mich doch nicht wollen sprechen. Ich sterben und mein Versprechen nicht gehalten." —

Ein eigenthümliches Gefühl zuckte durch Leonorens Brust. „Wem hast Du ein Versprechen gegeben, lieber Alter?" fragte sie sanft, ihre Hand auf des Greises Schulter legend. Er besann sich eine Weile, dann heftete er seine eingefallenen, aber immer noch glänzenden braunen Augen auf das liebliche Gesicht seiner Herrin.

„Schwören mir bei Jesus und so wahr wollen, daß unser Sohn und unsere junge Anna selig werden, nichts zu sagen, bis alter Knecht todt und dann für mich zu thun, was nicht mehr thun kann?"

„Ich will Dir das schwören, mein alter Freund; doch Du, ein verständiger Mensch, mußt wissen, ob es in meinen Kräften steht, Deinen Auftrag zu erfüllen: glaubst Du dieß?"

„Ganz leicht, gar nichts für Frau," sagte der Greis mit sichtbarer Erleichterung.

„Wohl, hier hast Du meine Hand, ich schwöre Dir bis zu Deinem Tode über das, was Du mir

anvertrauen wirst, zu schweigen, und überlebe ich Dich, Deinen Auftrag nach besten Kräften auszuführen."

Kropowitzky küßte den Rocksaum seiner Herrin voll Dankbarkeit. „Du weißt, Frau," sagte er dann, „daß ich gedient in jungen Jahren in Ragunen. Es waren große reiche Herrschaften, gute Herrschaften, ich hatte viel zu thun mit dem jungen gnädigen Herrn, dem Schwiegersohn, war sein Kutscher ganz allein, gnädige Frau und alter Herr hatte noch anderen Kutscher. — Junger Herr war sehr unglücklich, ganz schwermüthig, — kein Mensch hat gewußt, was fehlt so reichem Herrn.

„Alle Sonntag gefahren Baron Florian, gnädige Frau, kleine Siegmund nach Kanderischken, zu alte Baron. Einen Sonntag früh Baron Florian zu mir gekommen in Stall, sagen zu mir: ‚Steffeck kannst Du schweigen und ein Versprechen halten?' Ja Herr Baron, sag' ich. ‚Gut! heut Nachmittag fahren wir nach Kanderischken. Dort wird sich was zutragen, gleich viel was, hier hast Du eine Uhr, die schenk" ich Dir, behalt sie mir zum Andenken. Sieh nach der Uhr, wenn wir in Kanderischken halten, auf die Minute merk' Dir, was die Uhr ist. Zwei Stunden später gehst Du zu meiner Frau — laß Dich nicht

zurückweisen — und giebst ihr den Brief; schwör' mir das.' Wenn ich nun aber nicht vorgelassen werde?

„‚So komm später wieder und wenn Du hundertmal wiederkommen mußt, der Brief muß aus Deiner Hand in die meiner Frau gehen, niemand soll ihn sehen, am wenigsten mein Vater oder Schwiegervater.'

„Gut! sagte ich.

„‚Wohl so schwör mir's.' Ich mußte auf's Crucifix schwören! der Baron schenkte mir eine schöne Uhr. Wir fuhren nach Kanderischken und wie ich hielt, gleich in dem Augenblick zieh' ich sie hervor — vier Uhr und zwanzig Minuten! — Da fiel hinter mir ein Schuß, ich hatte mir den Todesaugenblick meines jungen Herrn gemerkt! —

„O Frau, was war das für ein Tag! ich dachte an meinen Schwur, die Leiche, die mir mit dem zerschossenen Kopf immer vor Augen stand, hat mich daran gemahnt, aber wie ich auch gebeten, geweint — ich durfte nicht zur gnädigen Frau. Ich wurde abgelohnt, ich kam wieder so oft ich konnte, aber nie, nie durft' ich zu ihr. So hab' ich den Brief noch heute! Frau, wirst Du ihn abgeben, wenn ich todt bin? Du selbst mit Deinen eigenen Händen, kein anderer lebendiger Mensch muß ihn sehen."

„Ja!“ sagte Leonore, „ich will thun, mein guter Alter, was Dein Herz beruhigt. Sei nur zufrieden und fröhlich, pflege Dich und denke an nichts, was Dich betrübt und ängstigt.“

Er küßte ihre Hände und ihr Kleid, und es schien wirklich, als ob er nach dieser Zusicherung ruhiger, ja selbst gesünder geworden wäre.

Sein Leben erhielt sich fast noch ein Jahr, im nächsten Frühlinge erst erlosch es schmerzlos und allmählig.

Er hatte alle seine kleinen Ersparnisse rechtskräftig an seinen Liebling Anna vermacht, seine Uhr sollte Siegmund erhalten, den veralteten Brief hatte er, in ein Tuch gewickelt, das mit einem Kreuzbande zugebunden war, schon kurz nach jener Unterredung seiner Herrin übergeben.

Leonore öffnete dieß nach seinem Tode. Das Papier des Briefes war vergelbt, und die Lagen begannen sich zu öffnen. Er hatte keine Aufschrift und war mit einem einfachen F. gesiegelt.

Leonore betrachtete dieß veraltete Papier mit tiefem Interesse. Wie viele Jahre hatte es die letzten schmerzhaften Gedanken eines Menschenherzens aufbewahrt, und welchen Eindruck mußte dieß Erinnerungszeichen an eine schmerzvolle Vergangenheit

auf die stolze und unglückliche Frau machen, die es erhalten sollte!

Sie hielt es indeß für eine heilige Pflicht, diesen Brief mit eigener Hand der Empfängerin zu übergeben, und bereitete alles dazu Nothwendige vor.

Eine lange, lange Reihe von Jahren war verflossen, seit sie Siegmund von Kandern nicht gesehen. Sie konnte mit dem Psalmisten sagen: ‚Ich bin jung gewesen und alt geworden' — und mit stiller heiliger Wehmuth bereitete sie sich auf das Wiedersehen des Mannes vor, der ihrem ganzen Leben seine Gestaltung gegeben. — Es war ihr ein Leichtes, Rauscher zu einer Reise nach Wilkowischken zu bewegen, hatte er doch seinen einzigen Bruder dort, und so bereitete sie Friederiken auf den Besuch der Familie vor, die ihm mit innigster Freude entgegensah. —

Der hohe Sommer war für Leonoren diejenige Zeit, wo sie ihren Haushalt am leichtesten verlassen konnte, und sie sorgte dafür, daß die Arbeiten so eingetheilt wurden, daß sie denselben einige Wochen ihre Aufsicht entziehen konnte. Siegmund, der Student, hatte Hundstagsferien und machte die kleine Reise gern mit den Seinigen, obwohl er gewünscht

hätte, in diesem Jahre einen Ausflug nach Schlesien unternehmen zu können.

Die alte Aermeländerin blieb als Oberaufseherin in dem kleinen Hause zurück.

Onkel Delbruck empfing die Familie in Tilsit, und Tante Selma hatte Leonorens früheres Stübchen für Anna und die Mutter eingerichtet, Siegmund und Rauscher schliefen im Eckstübchen. Der Justizrath, der noch immer Mandatarius der Familie von Kandern war, entschloß sich die Reisenden zu begleiten und in ihrer Gesellschaft gleich einige Geschäfte zu besorgen. Siegmund schnürte also sein Bündlein und freute sich der Fußreise durch die schönen grünen Tannenwälder.

Sie saßen bei einander, Delbruck und Leonore, wie bei jener ersten Reise durch diesen duftigen, tief dunkelnden Forst. Anna mit ihrem blühenden Gesichtchen, ein verjüngtes Bild der Mutter, nahm den Rücksitz ein, und Rauscher, der sich ungern unter mehreren Personen befand, hatte sich zum Kutscher gesetzt.

Es war dieselbe Gegend, dieselben Bäume, derselbe Himmel, dieselbe Sonne, dieselben Menschen wie damals — ach, und doch wie verändert Alles, Alles! Das Leben mit seinen Erfahrungen lag

zwischen dem Heute und der Vergangenheit. — Liebe, Schuld und Reue, Arbeit und Kampf, Uebung in tausendfacher Selbstüberwindung, hatten sie zu Nachdenken und Erkenntniß geführt. Der Traum von Leonorens Leben war ausgeträumt, denkend und wollend, mit vollem Bewußtsein trat sie, ein gereiftes Menschenherz, der nächsten verhängnißvollen Zukunft entgegen.

Sie sollte den Geliebten ihrer Jugend wiedersehen!

Furchtlos, ja freudig bereitete sie sich darauf vor. Sie war besser geworden durch ihre Liebe, klarer in der Erkenntniß, fester im Wollen des Guten. Die Leidenschaft war entflohen mit der Jugend, die Schuld, so hoffte sie, gesühnt durch ernste Reue, durch treues Kämpfen; verbleicht war der Schmerz vor den allmächtigen Einflüssen der Zeit — nur die heilige Liebe war geblieben, die Liebe, die über's Grab hinaus währt, weil sie nichts Irdisches an sich hat, die Niemandes Rechte kränkt, weil sie nichts für sich fordert — die Liebe, die nur ein heiliger Gedanke ist und doch der Grund aller erhabenen menschlichen Tugenden.

Leise rauschte der Wind in den Wipfeln der alten Tannen, goldene Sonnenstrahlen huschten wie

lachende Kinder über den schwellenden Moosboden. Delbruck hatte die Hände der Mutter und der Tochter gefaßt und hielt sie lange schweigend fest in den seinigen. „Hast Du mir vergeben, Leonore?“ fragte er dann mit bebender Stimme.

„Sie waren mein bester, treuester Freund während meiner reiferen Jahre, Gott lohne es Ihnen!“ entgegnete sie mit Herzlichkeit.

Am Wege saß ein Handwerksbursch und verzehrte ein Stück Brod, einem kleinen Hunde von Zeit zu Zeit einen Bissen davon vorwerfend. Delbruck bückte sich aus dem Wagen und ließ ein Geldstück in den Hut des Reisenden fallen, der mit heller Freude die unerwartete Glücksgabe empfing und ein herzliches: ‚Gott bezahl's!‘ dem Spender nachrief.

So fuhren sie an dem Platze vorüber, wo vor langen Jahren Leonore, sich der Brutalität ihres Vormundes entziehend, wie ein gescheuchtes Reh über den Rasen geflohen war.

Sechsundfünfzigstes Capitel.

Am Abende erreichten sie Wilkowischken, wo in den Räumen, in denen Leonore einst die ersten

Studien ihrer Kunst gemacht hatte, Friederike selbst als Herrin waltete.

Rauscher ging zu seinem Bruder, der rüstig und gesund jetzt fast der jüngere von beiden zu sein schien. Anna lief im Garten umher und machte fröhlich Bekanntschaft mit einer Schaar von Kindern, die Friederike in einem Nebengebäude verpflegte und erziehen ließ. Die Jugendfreundinnen waren nun ungestört und lagen lange und freudig bewegt einander in den Armen.

Dann begannen sie ihre Erzählungen, obgleich sie ihre Schicksale seit ihrer Trennung durch ununterbrochenen Briefwechsel kannten.

Friederike hatte vom alten Probst Goldau acht Tage vor seinem eigenen Tode einen Bericht über das Ende seines Pflegesohnes bekommen.

In Afrika an den Ufern des Niger war er an einem ansteckenden Fieber gestorben, das er sich bei der treuen Krankenpflege seiner Zöglinge zugezogen.

„Friede sei mit ihm,“ sagten die Freundinnen, einander die Hände drückend. Goldau hatte an Friederiken ein Kästchen mit einigen Andenken geschickt, die der Missionär noch kurz vor seinem Tode für seine Freundinnen und seine ehemaligen Zöglinge geschickt. Zierliche Körbchen, Arbeiten der Squaws

in Nordamerika, Kolibri sorgfältig von ihm ausgestopft, verschiedene kleine Bleizeichnungen, Landschaftsbilder aus den verschiedenen Gegenden des Erdballs, die er selbst entworfen, und an jedem einzelnen ein Zettelchen, worauf von Wilhelms Hand der Name des Empfängers geschrieben.

„Ihm ist wohl!“ sagte Friederike.

„Wie jedem, der den Kampf des Erdenlebens ausgekämpft!“ setzte Leonore hinzu, „aber glaubst Du nicht, daß auch sein kurzes Leben, obschon ein Leben der Entsagung, reich an Freuden gewesen? Seine Kunst, die Betrachtung und Erkenntniß der Natur, sein Selbstgefühl und vor allem sein Glaube, waren sie nicht reiche Quellen des Genußes für ihn?“

„Gewiß!“ entgegnete Friederike, „er hat sein Theilchen beigetragen ‚zum Bau der großen Christenwelt‘ und geht als ein getreuer Knecht ein zu seines Herrn Freude. Wer sich selbst entwickelt und für Andere treu gewirkt hat, für den ist der Tod nur die Eröffnung einer Pforte zu einem großen und besseren Wirkungskreise.“

Der reisende Student hatte nun auch das Schlößchen erreicht. Der Abend versammelte alle in dem Zimmer mit den Ahnenbildern. Die Tafel war gedeckt, die Kerzen beleuchteten den freundlichen Raum

und selbst Leonorens Gatte schien sich behaglich zu fühlen in der Gesellschaft und an dem Tische seiner Feindin.

Denn Friederike war durch den Willen ihres Bruders und Dorotheens von Kandern Erbin des kleinen Herrenhauses, in dem die Wiege ihres Vaters gestanden. Aber Inspector Rauscher hatte es noch immer in Pacht und der Ertrag ihres Eigenthumes machte es ihr möglich, viel, unsäglich viel Gutes zu thun.

Am anderen Morgen fuhr Leonore in Friederikens Gesellschaft nach Ragunen.

Frau von Kandern war unwohl und Dorothea empfing die beiden Damen mit echter Freude. Als aber Leonore die Herrin des Schlosses um eine Unterredung unter vier Augen ersuchen ließ, ward sie alsbald in das gewöhnliche Zimmer derselben geführt.

Dort stand noch Alles wie vor langen, langen Jahren. Ludmilla von Kandern, gebeugt von Alter und Gram, mit schneeweißem Haar, mußte sich auf einen Stab stützen, um sich von ihrem Sitze zu erheben.

Leonore betrachtete das von Alter und Leid gefurchte Gesicht mit Rührung. „Siegmunds Mutter," sagte ihr bebendes Herz und die jüngere Matrone

beugte sich, die Hand der Greisin ehrfurchtsvoll an ihre Lippen zu ziehen.

„Ich stehe hoch in Ihrer Schuld, Frau Justizräthin," hob Frau von Kandern mit leiser belegter Stimme an. „Hoch, sehr hoch! wollte Gott, Sie kämen um irgend einen Dienst von mir zu fordern, damit ich Ihnen meine Dankbarkeit für das Glück meines Alters, das ich Ihnen verdanke, an den Tag legen könnte."

„Zürnen Sie mir nur nicht, gnädige Frau," entgegnete diese, eine Thräne zerdrückend, die sich gewaltsam in ihr Auge drängte. Frau von Kandern legte sanft ihre Hand auf Leonorens Schulter. „Sie sind eine berühmte Künstlerin geworden, eine glückliche Mutter, Ihr Name wird von Jedermann mit hoher Achtung genannt. Gottes Wege sind nicht unsere Wege, aber ich denke, sie führen zum schönsten Ziele. Was aber wünschen Sie Besonderes von einer alten kranken Frau, liebe Leonore, von einer Frau, die Ihnen noch nie etwas Gutes that, aber es gern thun möchte?"

Leonore nahm ihr Herz in ihre Hände. „Ich komme im Auftrage eines Verstorbenen, dem ich es geschworen habe, einen Brief an Sie, der ihm vor vielen Jahren übergeben worden, ohne daß er

Gelegenheit gefunden ihn abzugeben, direct in Ihre Hände zu legen."

„Und wer war das?"

„Ein alter Pole, ein Greis, der einst als Kutscher bei Ihrem Gatten gedient, Stephan Kropowitzky."

Ludmilla von Kandern schüttelte das greise Haupt. „Und von wem empfing der Mann diesen Brief? der Name klingt mir bekannt, doch kann ich mich seiner nicht mehr erinnern. Ich werde alt, sehr alt!"

„Baron Florian von Kandern gab ihm denselben wenige Stunden vor seinem schrecklichen Ende."

„Wer?" rief die unglückliche Frau mit einem lauten Schrei, „mein Gatte? an mich? o Gott, mein Gott, so hatte er mein und meines Jammers also gedacht!"

Sie war, ihre Schwäche vergessend, aufgesprungen und streckte zitternd die Hand nach dem Briefe, den Leonore mit tiefer Bewegung in dieselbe legte.

Dann winkte sie und flüsterte: „Lassen Sie mich allein mit Gott und dem Andenken des Herzens, für das ich tausend Tode gestorben wäre."

Leonore zog sich weinend zurück.

Eine Stunde später ward sie in das Zimmer der Greisin gerufen.

Ludmilla streckte der Eintretenden die Arme entgegen und zog sie heiß weinend an ihre Brust.

„Habe Dank! habe Dank!“ sagte sie mit so tief bewegtem Ton, als vielleicht noch nie aus ihrem stolzen Herzen gedrungen, „habe Dank und sei gesegnet Mein Gatte empfiehlt mir den Ueberbringer seiner Abschiedszeilen. O es bedurfte dessen nicht, wie Sie mir das Herz erweichten, so machen Sie mich auch dankbar. Meine liebe Leonore, ich hoffe, daß Sie glücklich sind trotz der Hindernisse, die meine Halsstärrigkeit Ihrem und meines Sohnes Glück in den Weg legte. O wie oft, wie oft schon habe ich an die Worte Josephs gedacht, wenn ich erkannte, wie Gottes Walten der Menschen Unrecht zum Besten lenkt: ‚Ihr dachtet es übel mit mir zu machen, aber der Herr hat es gut gemacht.‘“

„Es wird alles gut auf Erden, sobald wir selbst nur den ernsten Vorsatz haben, gut zu werden.“ —

Leonore zog die Hand der Greisin an ihre Lippen, ein wortloses Zeichen ihrer vergebenden Liebe.

„Und morgen,“ sagte Frau von Kandern, „morgen begleiten Sie und meine Tochter Friederike mich an das Grab meines Florian, ich habe dort einen Schwur zu leisten, ich habe dort — Sie werden

meinen Sohn, seine Gattin, seine Kinder sehen. Sie können es doch, nicht wahr?"

„Gewiß und mit herzlicher Freude."

„Und Ihre Kinder bringen Sie mit, es sollen schöne, begabte Kinder sein, wohl fähig den Stolz und das Glück einer Mutter zu machen."

Leonore bejahte es freudig.

„Morgen werde ich das Grab Florians besuchen, eine Andere, als seit so langen, schauerlichen Jahren — ich werde ihm sagen, wie heiß ich ihn geliebt, ich werde —" sie war furchtbar aufgeregt, ihre Augen hatten einen fast jugendlichen Glanz, ihre Hände zuckten von Zeit zu Zeit. Leonore betrachtete sie mit Mitleid und Theilnahme. Welche furchtbaren Gefühls-Wogen mochten in den Tagen der Jugend diese Seele durchwühlt haben, diese Seele, die erst jetzt, da das Alter die Kraft des Körpers gebrochen, ihre Schmerzen und Aufregungen sichtbar werden ließ.

Leonore fühlte, daß diese Frau ein Wesen anderer Natur als sie selbst sei, eines jener vulkanischen Herzen, deren steinharte Außenseite das wilde Feuer birgt, das nur in seltenen Fällen an's Tageslicht hervorbrechend, darum doch nicht minder zerstörend im Innern wogt und glüht, während sie selbst dem

Wasser gleich sich weich und klar in jede Form fügend, immer nur nach innerm Gleichgewichte gestrebt.

Leonore brachte den Abend mit Friederiken in Tante Dorchens Zimmer zu, wo sie den ersten, einsamen Abend in Ragunen verlebt hatte. Ach, auch dort war Alles so unverändert geblieben, dieselben Bücher, dieselben Karten, Blumen — aber nicht mehr dieselben Gedanken und Gefühle, nicht mehr dieselben Wünsche und Träume. Dorothea von Kandern, jetzt eine Greisin wie Ludmilla, erschien nicht mehr das entstellte Scheusal. Die Narben in ihrem Gesicht, die seltsam grausigen Färbungen desselben, waren geglättet von der Hand der Zeit, Haar und Augenbrauen, jetzt silberweiß, mangelten nicht mehr dem greisen Gesicht, das durch den Ausdruck von Güte und Intelligenz verklärt erschien.

Sie erzählte viel von Siegmunds Kindern, besonders von dem kleinen Florian, dem Abdruck ihres verstorbenen Bruders. Die drei Töchter Thekla's hießen: Ludmilla, Dorothea und Friederike, — Leonorens Name war verschollen im Kreise der Familie Siegmunds von Kandern. — Hingegangen in das Land der ewigen Ruhe war auch Leonorens bester Freund an diesem Ort, der alte Boleslav. Er war begraben auf dem Kirchhof in Kanderischken unter

einer schönen alten Buche und gestorben in Friederikens Armen, die ihn im letzten Jahre seines Lebens bei sich in Wilkowischken gehabt hatte. Der seltsame Greis, auf dessen Herzen ein Mord lag, hatte alle Liebe dieses lebhaft fühlenden, einsam gebliebenen Herzens der Tochter seiner verstorbenen Freundin zugewendet, und es war für Friederiken eine große Freude, eine innige Beruhigung gewesen, ihm, der sie als schwaches Kind auf den Armen getragen, jetzt in seinem Greisenalter die Tochter ersetzen zu können, die sein Lebensloos ihm versagt. Daß Frau Rauscher, die Schwiegermutter Leonorens, schon vor mehreren Jahren gestorben, war dieser freilich längst bekannt, heute aber vermißte sie zum Erstenmal die wackere, thätige Frau, der sie so gern ihre blühenden, wohlgerathenen Kinder gezeigt hätte. — Mutter und Großmutter, auch wenn sie sich als Gattin und Mutter eines Mannes etwas feindlich gegenüber gestanden hätten, begegnen sich in gleicher Liebe zu den Kindern, und Leonore hatte stets aufrichtige Hochachtung für ihre thätige und verständige Schwiegermutter gefühlt.

Der Abend verging. Leonore schlief nach heißem Gebet wieder ein unter dem Dach des Ragnuer Herrenhauses. Am andern Morgen sollte sie Siegmund wiedersehen.

Sie bat Gott, daß sie ihn glücklich fände. — Für sich selbst hatte sie um nichts zu bitten, sie hatte im Laufe ihres Lebens gelernt, das Glück in den gegebenen Verhältnissen zu suchen, seine Blüthen aus eigener Kraft zu entwickeln und da, wo Arbeit und Kampf aufhören, vor dem Walten einer höheren, dem Menschen unerreichbaren Macht mit Ergebung die erhabene Wirkung jener Worte Christi zu fühlen: „Gottes Wille geschehe!"

Es war Frühherbst! — Die Silberfädchen von Marienschleier zogen, Segel der Elfen, durch die blauen Lüfte. Die schöne Allee von Linden, Buchen und Plantanen zwischen Ragunen und Kanderischken, die Leonore als kleine Bäumchen gekannt hatte, prangte aber noch im üppigsten Grün. Die Felder waren bereits geleert, aber auf den Wiesen am Memelufer, auf den einst wüstliegenden Palwasümpfen, die Siegmund von Kandern theils durch sorgsame Entwässerung, theils durch Mergelung und manche andere practische Benützung seiner Kenntnisse und Erfahrungen in die herrlichsten Wiesen und Kleefelder verwandelt hatte, arbeiteten Schaaren von Menschen im lustigsten Sonnenschein. Die zweite Heuernte ward eingebracht. Schöne Pferde zogen die mächtigen Heuwagen, die die Luft mit ihrem Balsamduft

erfüllten. Auf einzelnen kleinen Hügeln standen Fruchtbäume, die, obgleich noch jung, doch schon wegen der Masse des Obstes, das sie trugen, der Stützen bedurften. Die Entwässerungsgräben, angefüllt mit Wasser, das dem nahen Memel zuströmte, blitzten vom Sonnenstrahl berührt im Grün der Wiese wie Silberfäden.

An einzelnen Stellen blitzte ein silberner Schleier der Wassersee durch das reizende Grün der Obstwäldchen. Die Lerche trillerte in dem blauen Aether, der Storch schritt noch gravitätisch durch die zartgrünen Wiesen. Auf einem umgatterten Raum, dessen Gras mit gelben und röthlichen Blumen geschmückt erschien, weideten eine Menge junger Pferde und liefen, den Boden mit ihren feinen Hufen schlagend, bis an das Gatter, das sie von dem Graben am Wege schied, um neugierig den Wagen und ihre Gefährten an demselben zu betrachten. Auf den Stoppelfeldern stand der Schäfer in blauem Mantel, Handschuhe für den Winter strickend, an den Stamm eines wilden Apfelbaumes gelehnt und rief seinem Phylax, der die Heerde einen Augenblick sich selbst überlassen, um laut klaffend neben dem Wege und den Reisenden herzulaufen. Auf andern Feldern waren Frauen beschäftigt, Flachs, den sie aus dem nahen Teich genommen, zum Trocknen auf den Boden zu

breiten. Dann zog sich der Weg durch einen herrlichen uralten Eichenwald und endlich fuhr man in den Hof von Kanderischken. —

Frau von Kandern war seit dem schrecklichen Tode ihres Gatten zum Erstenmal hier. Sie stützte sich bebend auf Leonorens Arm und diese fühlte wie die Hände der Greisin vereisten, als der Wagen über die Auffahrt brauste und vor der Thür des stattlichen Gebäudes hielt.

Eine Dame — Thekla, Siegmunds Gattin — jetzt noch eine schöne Frau, trat ihnen entgegen und bewillkommnete ihre Schwiegermutter mit Verwunderung und Freude, Leonore als eine Fremde. Dorothea von Kandern, die mit Friederike in einem zweiten Wagen folgte, stellte Erstere ihrer Nichte vor, und beide Frauen betrachteten einander voll Theilnahme.

„Wie schön und blühend sie ist,“ dachte Leonore, „wie ganz passend zur Mutter dieser zarten Kinder, die sie so lieblich umspielen. — Wie der Reichthum hier die Schönheit der Jugend und des reiferen Alters unterstützt, wie liebreich und intelligent diese Züge sind, die mir vor so vielen Jahren feenhaft schön erschienen.“

Thekla dagegen dachte: „wie schlicht diese Frau erscheint, wie einfach und matronenhaft, ist eine

Künstlerin von solchem Ruhm nicht ungewöhnlicher? konnte dieses fast unbedeutende Wesen so lange Jahre hindurch Siegmund von seiner Familie entfernen, ihn über Länder und Meere jagen?"

Als aber Leonore die sanften Augen aufschlug, als sie lächelnd sich zu den Kindern niederbeugte und mit ihrer lieblichen Stimme zu ihnen sprach, da fühlte sie den Reiz dieser Erscheinung, die Eigenthümlichkeit dieses schlichten Wesens und dachte: „Sie muß jung schon durch ihre Originalität anziehend gewesen sein!"

Ludmilla von Kandern, heute stärker und munterer als seit langen Jahren erscheinend, liebkoste ihre Enkel, nahm den blühenden Knaben auf den Schooß und zeigte allen Dreien jene tändelnde Zärtlichkeit, die die eigenen Kinder nie von ihr gekannt hatten.

Als der Willkommen vorüber, sagte sie: „Ich habe einen Spaziergang zu machen und ich bitte Sie, liebe Leonore, mich zu begleiten." Sie stützte sich nun fest auf den Arm der Letzteren und so durchschritten die Beiden den Park bis dahin, wo der Weg nach dem Kirchhof geht.

„Hierher, meine Liebe!" sagte sie dann, in das eiserne Gitterpförtchen tretend, über dem in goldenen Buchstaben die einfachen Worte standen: ‚Der Friede Gottes ist höher als alle menschliche Vernunft.'

Neben der kleinen, von Epheu umrankten Kirche liegt die Begräbnißcapelle, die der Großvater Siegmunds hier erbaut.

Ludmilla zog den Schlüssel zu derselben hervor und öffnete die eiserne, in ihren Angeln kreischende Thür.

„Erwarten Sie mich hier," sagte sie dann sanft, „ich habe die letzte Bitte meines Gatten zu erfüllen; daß ich sie so spät erfülle, o das ist sehr traurig für mich."

So stieg sie die Treppe hinauf, deren Steine grün und moosig wohl seit vielen Jahren von keinem menschlichen Fuße betreten worden.

Die Sonne schien hell auf das Gesicht der Greisin und ließ es gleichsam leuchtend vor Leonorens Augen erscheinen, als sie sich noch einmal umwandte und grüßend einen Blick auf diejenige warf, die sie so lange Jahre gehaßt und verfolgt hatte. — Leonore setzte sich auf den nächsten Grabhügel, eine alte Buche beschattete diesen und die Dachfirste des Kander'schen Gewölbes. Kein Kreuz, kein Stein bezeichnete den kleinen Hügel, neben dem ein zweiter mit einem kleinen, fast schon versinkenden Kreuze lag. Leonorens Augen fielen auf die Inschrift desselben. Die Buchstaben waren fast verlöscht, dennoch las

sie: ‚Hier ruht in Frieden: Theophil Arnold Pfarrer in Schirrwindt, der Freund der Natur.‘ —

Ihr Großvater! — vergessen, ausgelöscht aus dem Gedächtniß seiner Nachkommen. — „O Gottes Friede sei mit ihm,“ dachte Leonore, „selig sind die Todten, die im Herrn schlafen! wie lange noch und auch mein Herz deckt der Rasen; was ich gelitten, gedacht, geliebt, gesorgt, es ist vergangen wie jene Wolken, die am Himmelsfelde zerstäuben; was, was ist ewig?“

„Recht!“ sagte eine laute, feste, ihr unsäglich theuere Stimme neben ihr.

Der Laut traf auf wunderbare Weise in mehr als einer Beziehung ihr Herz. Sie stand auf und blickte hinter sich.

Ein großer schlanker Mann mit weißem Haar und dem edlen theueren Gesichte Siegmunds stand in ihrer Nähe und tätschelte den Kopf eines schönen schneeweißen Windhundes, der ihm entgegengesprungen zu sein schien und dem jenes bedeutungsvolle Wort als ein Lob zugerufen worden war.

„Siegmund,“ sagte Leonore langsam auf ihn zutretend.

„Leonore, theuere, theuere Leonore!“

Sie reichten sich die Hände und ein Blick tiefer

herzlicher Zuneigung, die weder Jahre, noch Schuld, noch eine andere flüchtige Leidenschaft, noch alle Lebensverhältnisse hätten schwächen können, erfüllte beide Herzen mit tiefem und heiligem Glück.

„Hier, hier seh'n wir uns wieder, unter Gräbern, meine theuere, unvergessene Freundin?" sagte Siegmund mit bebender Lippe.

„Aber noch diesseits des Grabes," entgegnete sie voll muthiger Heiterkeit, „freuen wir uns dieses Wiedersehens, das mir und Ihnen zeigen wird, wie das Leben, in Pflichttreue, mit Geduld, in guten Werken vollbracht, Jedem von uns sein bescheidenes Theil reinen Menschenglückes gebracht hat."

„Sind Sie glücklich, meine Freundin?" fragte er sanft.

„Ich bin es, als Mutter, als Künstlerin, als die Vorsteherin meines Hauses, in dem es den Meinen wohl zu Muthe ist. Ich bin es als die unentbehrliche Stütze meines schwachen und kränkelnden Gatten, gegen den ich die Schuld der Liebe jetzt abtragen kann, die ich ihm in der Jugend nicht zu bieten hatte; und auch Sie sind glücklich, mein Freund, im Kreise Ihrer Kinder, neben einer Gattin, die Sie liebt, so lange sie denkt und fühlt, in der Erfüllung so schöner Berufspflichten. Sie säen Glück

mit vollen Händen in dem Berufskreise, in welchen Gott Sie gestellt, und darum müssen Sie es auch ernten."

„Ich bin glücklich, meine Freundin, und zu dem Glück, das Sie mir aufgezählt, füge ich noch eins, ich bin glücklich durch die Wissenschaft, der ich meine Zeit widme, und deren Früchte ich bereits an meinen Arbeiten erkenne. Ich bin glücklich und danke Gott dafür; auch durch den Besitz meiner Schwester, die Thekla's treueste Freundin und Miterzieherin meiner Kinder geworden, bin ich es, so wie durch die Freude, die meine Mutter an meinem jetzigen Leben findet."

„Ihre Mutter ist hier — wo sie nur bleibt?" sagte Leonore ein wenig beunruhigt.

„Meine Mutter? unmöglich! wo, wo ist sie? wo könnte sie sein?"

„Dort!" sagte Leonore und deutete mit dem Finger auf die geöffnete Thür des Gewölbes.

Siegmund flog mehr als er ging die Stufen hinauf, Leonore folgte ihm.

Das Grabgewölbe war ein kleines, kreisrundes Gemach, das sein spärliches Licht von oben empfing, innen führten mehrere Stiegen in eine brunnenartige Tiefe.

Siegmund stieg sie eilend hinab, und erhob sich

nach einigen schauerlichen Minuten bleich mit verstörten Mienen auf denselben. In seinen Armen lag die Gestalt seiner greisen Mutter — ohnmächtig oder todt, fest in ihrer Hand hielt sie den Brief ihres Gatten.

Man trug sie nach Hause. Sie athmete noch, war aber bewußtlos, und nur die krampfhafte Festigkeit, mit der sie das Papier in der Hand hielt, gab einen Beweis von andauernder Thätigkeit ihres Willens.

Man entkleidete sie, man legte sie in's Bett. Boten sprengten nach Aerzten. Die aufmerksamste Liebe bewachte und pflegte sie, aber der Funke des Lebens erlosch mehr und mehr in der Brust Ludmilla's von Kandern. Einen Augenblick noch erkannte sie ihre Kinder und Enkel, legte segnend ihre Hand auf Siegmunds und Thekla's, auf Leonorens und Friederikens Haupt und flüsterte: „Gott sei mit Euch.“ Zwei Stunden später hatte sie ausgeathmet.

Im Augenblicke des Todes öffnete sich ihre Hand und der Brief Florians entfiel derselben.

Ihre Kinder ehrten das Andenken der Todten und legten ihn, ohne nach seinem Inhalt zu forschen, in den Sarg der Dahingegangenen.

Ehe dieser aber dem Schooße der Erde übergeben wurde, trat der Gedanke vor die Seele des Sohnes, daß dieser Brief vielleicht etwas enthalten könne, was ihm irgend eine Pflicht auferlege, und so ging er allein denn in das Zimmer der Leiche und las die Zeilen, durch die sie gewissermaßen zu dem Manne gerufen worden, den sie so heiß und treu geliebt. Er lautete:

„Ludmilla!

„Fest entschlossen, meinem qualvollen Leben ein Ende zu machen, schreibe ich diese Zeilen; wenn Du sie erhältst, habe ich ausgelitten. O mein Weib, vergieb mir das Leid, das ich Dir zugefügt. Ich litt selbst unsäglich, mehr als Du denken, ahnen kannst, und nur darum konnte ich Dir kein Glück geben. — Ich habe Dich geliebt, Ludmilla! tief, glühend, mit heißester Leidenschaft geliebt, weil Du so tausendfach besser, edler, stärker bist als ich; ich habe Dich geliebt und doch wie ein Schurke gegen Dich gehandelt, doch Dich betrogen, doch das höchste Glück meines Lebens, Deine Hand, nur gezwungen angenommen. — Ludmilla! sterbend sehe ich klar, wo ich gefehlt. Ich war ein Schwächling, ein Elender, ohne Willens- und Thatkraft! Erzogen von einem Vater, der in seinen Kindern nur Werkzeuge zu seinen

Zwecken sah; ein jüngster Sohn und ohne Aussichten, lebte ich ein Leben der Thorheit. Ich sah ein schönes Mädchen, ich gewann die Liebe ihres fast noch kindischen Herzens, ich hatte eine romantische Liebschaft mit ihr, die mir eine Zerstreuung, ein Zeitvertreib war. Helfershelfer machten eine Trauung möglich, in die ich nur gezwungen und Ehrenhalber willigte, denn ich fürchtete meinen Vater; aber den Muth, mich zurückzuziehen, hatte ich nicht, auch reizte mich Leonorens Schönheit.

‚Kaum gebunden, ward mir die Möglichkeit gezeigt, Dich, die stolze erhabene Schönheit, besitzen zu können. Ich schwindelte, ich schauderte! ich ließ mich fortreißen von einem Glück, dessen ganze Größe ich nicht kannte, denn für mich warst Du damals nur die schöne reiche Erbin. Erst später, als ich Dich, edles hochherziges Weib, zu der Gemeinschaft mit mir verdammt hatte, lernte ich Deine Liebe, Deinen Edelmuth, Deine erhabene Seele kennen. Ich betrog Dich, obschon ich Dich leidenschaftlich liebte, was konnte ich thun, lag nicht mein Glück, meine, Deine Ehre in Leonorens Händen? Auch sie war eine edle Seele, sie opferte sich und ihr Kind meinem Glück, denn sie allein mit dem untrüglichen Instincte der Liebe fühlte, daß ich nicht sie, sondern Dich liebte.

,Gebrandmarkt, entehrt, von Deinem Vater, wie von dem meinen, mit der Verachtung behandelt, die der Schwäche nur zu oft geboten wird, auch wenn sie keine Schuld auf sich geladen, stand ich neben Dir. Mein schrecklicher Vater betrachtete mich wie die Schwengel eines Brunnens, aus dem ihm das nöthige Gold für seine ehrgeizigen Pläne fließen mußte. Ich, ich Unseliger mußte von Deinem stolzen und gereizten Vater die Summen fordern, die er brauchte, ich mußte die ehrlose Rolle eines Mannes spielen, der sein Herz und seine Person für schnödes Geld verkauft hatte. Dir gegenüber, Ludmilla, vor Deinem edlen Angesicht glaubte ich, o wie oft, zu versinken in meiner Schmach. Ich hasse meinen Vater, ich hasse ihn als meinen entsetzlichsten Feind. Mein Blut komme über sein Haupt! Fluch ihm, Fluch seinen Projecten, Fluch mir, der ich sein elendes Werkzeug wurde, und Dich, Dich, o meine Ludmilla, mein theueres Weib, das gern mein Schutzgeist geworden, Dich segne Gott! Erziehe meinen Sohn zu einem freien Mann. Suche, darum bitte ich Dich flehentlich, meine Tochter auf, und stütze und tröste ihre unglückliche Mutter. Vergieb mir, vergieb mir! Dem Ueberbringer dieser Zeilen thue Gutes nach Kräften, es ist ein treues

Herz. Leb' wohl und bete an meinem Grabe für den unglücklichsten und schwächsten aller Menschen.

‚Leb' wohl geliebte, heißgeliebte Frau.

Dein

Florian.'

So sah denn der weinende Sohn das Räthsel von seines Vaters Leben und Tode gelöst, und ihm, der den langen Schmerz seiner Mutter gekannt, schien ihr Tod, jetzt, da sie zum Erstenmal einen Schimmer des Glücks empfunden, nach dem sie sich so heiß gesehnt, ein glückseliger. Leise legte er das verhängnißvolle Blatt wieder in die erkalteten Hände, und noch einmal versammelten sich die Angehörigen der Entschlafenen, Dorothea, Friederike, Leonore, Thekla, Siegmund, und Leonorens und Siegmunds Kinder um den Sarg, der nun in ihrer Gegenwart geschlossen und in stiller Feier an die Seite des Sarges ihres Gatten gesetzt wurde.

Hier schließt meine Erzählung; was noch folgen könnte, wäre nicht mehr der Lebenstraum Leonorens, es ist der Rest ihres bewußten segensreichen Wirkens. Ihren Gatten pflegend, ihre Kunst übend, ihre Kinder zu allem Guten und Schönen erziehend, blieb sie

die Freundin Siegmunds und seiner Gattin, die Schwester Friederikens. Ruhig, immer nach dem Rechten strebend, steht sie mit festem Fuß auf der Erde, deren Leid sie überwunden, und schaut mit hellem Auge empor zu jenen Sternen, auf denen dieß Erdenleben vielleicht eine Fortsetzung findet.

Ende des dritten und letzten Bandes.

Prag 1855. Druck von Kath. Gerzabek.